Werk

Titel: Referate und Rezensionen

Ort: Jena ; Leipzig

Jahr: 1925

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345617002_0047|log26

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Referate und Rezensionen.

Sainéan, L.: *La langue de Rabelais.* Tome premier: *Civilisation de la Renaissance.* XII u. 508 S. Paris, E. de Boccard (anciennes maisons Thorin et Fontemoing) 1922. — Tome deuxième: *Langue et vocabulaire.* 579 S. ib. 1923.

Sainéans zweibändiges Werk löst nach der ganzen Art seiner Anlage und der Methode seiner Durchführung von vornherein ein hohes grundsätzliches Interesse aus. Sainéan geht, um die Sprache zu erfassen, von der Umwelt, in der Rabelais lebte, aus; er entwickelt im ersten Band ein ausführliches Kulturbild der Renaissance und fügt in dieses seine Darstellung der Sprachkunst Rabelais' ein. Von den Sachen dringt er zu den Wörtern vor, und was sich nicht fügt, wird — wenigstens im ersten Band — ignoriert oder zur Seite gestoßen, sodaß das wichtige Kapitel von Rabelais' Syntax und Stil im ganzen Werk zu kurz kommt und eigentlich nur Rabelais' Wortschatz sein Recht findet. Der von Sainéan gewählte Weg, den Wortschatz in den Rahmen der Kultur einzufügen (*„d'envisager les faits d'ordre linguistique dans leurs rapports avec le milieu social"* I S. 51) ist nicht mehr neu und hat auch in der Rabelaisforschung zu wichtigen Ergebnissen geführt, bei denen auch Sainéan bereits früher (zuletzt in seiner dickleibigen *Histoire naturelle et les branches connexes dans l'œuvre de Rabelais* Paris 1920) mitgearbeitet hat, aber dieser Weg ist hier im ersten Bande mit einer Konsequenz zu Ende gegangen, die engherzig werden könnte, wenn dieser Weg nicht an sich so breit und abwechslungsreich wäre. Sainéan stellt Rabelais überall in den Strudel seiner Zeit hinein, zeigt, wie er das Leben in seinen stets wechselnden Formen auf sich hat wirken lassen, wie er Städte und Häfen, Krankenhäuser und Schulen, Einrichtungen und Menschen gesehen, wie er Matrosen und Kaufleuten, Volksgesängen und Kinderspielen gelauscht, und alles, was er erlebt und in sich aufgenommen, zu dem Ganzen seiner Sprache verarbeitet hat. Eine Grundtatsache, die heute im Mittelpunkt der Rabelaisforschung steht, wird bei dieser Art der Betrachtung ohne Weiteres klar, nämlich daß sich Rabelais auf viel realerem Boden bewegt als man früher geglaubt hat. Auch seine

Sprache legt davon Zeugnis ab, und es ist Sainéans großes Verdienst, daß er dieses Ergebnis klar zur Erkenntnis gebracht hat.

Erst im zweiten Band löst sich Sainéan von der engen Bindung an seine Kultur- und Milieumethode und legt Gesichtspunkte zugrunde, die aus der Sprache selbst geschöpft sind und Rabelais' geistige Einstellung zu den Dingen in ihrer sprachlichen Ausmünzung mit voller Deutlichkeit hervortreten lassen. Er geht in dem ersten Abschnitt den *éléments linguistiques* nach und betrachtet das Baskische, Türkische, die germanischen und orientalischen Sprachen und sodann die *langues de la Renaissance,* d. h. Griechisch, Lateinisch sowie Italienisch und Spanisch als Quellen des Rabelaisschen Wortschatzes. Der zweite Abschnitt ist dem Französischen gewidmet und geht den vielartigen Einflüssen nach, welche Alt- und Mittelfranzösisch, Rosenroman und Villon, geübt haben, prüft Archaïsmen und Neologismen. Besonders wertvoll erweisen sich die folgenden Ausführungen über die *mots de terroir,* welche die mundartlichen Quellen, aus denen Rabelais seinen Wortschatz ergänzt hat, aufdecken. Die Zuverlässigkeit der Ergebnisse wird auch in diesem Kapitel nicht berührt durch Ergänzungen und Korrekturen, zu denen einzelnes herausfordert, wie II S. 159 die Angabe der lokalen Verbreitung von *seille* und *seilleau,* die sich in Wirklichkeit anders darstellt (vgl. diese *Zs.* S. 128 Anm. und Sprachatlas Nr. 1208). Im dritten Abschnitt werden die *éléments psychologiques* behandelt und namentlich die Rabelaissche Bildersprache in ihrer Reichhaltigkeit entwickelt. Die beiden folgenden Abschnitte sind den *éléments imaginatifs* gewidmet, d. h. den Wortbildungen, die Rabelais selbst geprägt, und den sprachlichen Mitteln, die er für die Zwecke seines Romans ausgebeutet hat (Phantasiesprachen, Küchenlatein, makaronisches Latein, Wortspiele, Namengebung).

Das von der rührigen Rabelaisforschung zusammengetragene Material wird von Sainéan bald einfach übernommen, bald nachgeprüft und ergänzt. Ist die Notiz *„sens berrichon"* (II S. 178) gelegentlich *chevau fondu* nichtssagend im Vergleich zu dem, was in der Anmerkung zu der betreffenden Stelle (I 22) in Lefrancs kritischer Ausgabe steckt, und vermißt man II S. 289 bei *mâchefoin* die Angabe der Bedeutung, um die es sich handelt (= *insatiables*), so sind andererseits für *mentule* (II S. 295), *couillaud* (II S. 298), *par Saincte Mannye* (II S. 362), die an den betreffenden Stellen der Lefrancschen Ausgabe ohne Erklärungen geblieben waren, nun solche nachgetragen worden. *Entonner* wird von Sainéan II S. 256 jetzt anders gedeutet als in der betreffenden Stelle der kritischen Ausgabe Lefrancs, ebenso *coupeau d'oignon* II S. 129; *enrimer* (= *enrhumer*) wird nunmehr II S. 150 als ein auf der Pariser Aussprache fußendes

Wortspiel aufgefaßt, nachdem die Erläuterung des Ausdrucks in der Lefrancschen Ausgabe im Gegenteil auf provinzielle Lautgebung hingewiesen hatte. Die Fassung, die Sainéan II S. 257 der Erklärung von *boire à tire-larigot* gibt (vgl. auch *Revue des études rabelaisiennes* VII S. 353 ff.), ist genauer als diejenige, welche er zu der entsprechenden Stelle der kritischen Ausgabe beigesteuert hatte, desgleichen diejenige von *fouetter un verre* (II S. 256). In seiner jetzigen Deutung von *alouette* (II S. 290) ist er vorsichtiger geworden.

Schon diese wenigen Andeutungen werden genügen, um erkennen zu lassen, daß Sainéan auch im Kleinen und Einzelnen viele neue Aufschlüsse bringt. Ich gestehe gern ein, daß es mir erst durch ihn klar geworden ist, was unter *la grand nauf Françoyse qui est au port de Grace en Normandie* (II 4) eigentlich zu verstehen ist (I S. 93, 94, vgl. S. 112), was *pain et vin* (III 4, vgl. I S. 172) bedeutet, wie *Jarus* (II S. 149) und *moine botté* aufzufassen ist, daß *solfré* (I 17) sich als Druckfehler entpuppt (II S. 210, 211). Der Kommentar der Ausgabe Lefrancs schrieb hier noch *folfré = affolé* und fügte hinzu: „*La finale fré s'explique difficilement.*“ Stecken nicht vielleicht Druckfehler auch in den Wörtern, die Sainéan II S. 230 und 231 bespricht? Die Ausführungen II S. 216 ff. stellen noch manche andere falsche Deutungen richtig. (Übrigens gewinnt man aus ihnen eine große Achtung vor der Reichhaltigkeit des Cotgraveschen Wörterbuches.) Auch sonst bringt Sainéan Klarheit in Stellen, die sich einer Deutung nicht fügen wollten. Hier sei hingewiesen auf den Ausdruck *baiser la terre;* noch Paul Stapfer in seinem 1889 erschienenen Rabelaisbuch S. 460 tappte hier völlig im Dunkeln, Plattard führte in der *Revue des étutes rabelaisiennes* VII S. 450 auf den richtigen Weg, aber erst Sainéan *Revue des études rabelaisiennes* X S. 258 ff. und jetzt in seinem Rabelaisbuch I S. 293 ff. blieb es vorbehalten, diesen Weg zu Ende zu gehen und völligen Aufschluß zu bringen. In anderen Fällen indessen bin ich aus Sainéan nicht klüger geworden, so gleich an zwei Stellen, die er II S. 245 anführt, gelegentlich *Esparviers de Montaigu,* wo erst durch die Erläuterung der betreffenden Stelle bei Lefranc Klarheit zu gewinnen ist, und gelegentlich *peigne de Almain,* wo auch Lefranc nicht deutlich genug ist. Ich tröste mich, indem ich diese Fälle zu denjenigen rechne, welche Sainéan im Auge hat, wenn er zwischendurch II S. 229 selbst versichert, daß nicht alles restlos aufzuklären ist. Aber mit diesem vorsichtigen Urteil verträgt sich schlecht die treffsichere Art, mit der er sonst zu Werke geht. Daß, wie II S. 288, 289 angenommen wird, *abîme, apanage, manne, reine* u. a. zum ersten Mal bei Rabelais metaphorisch verwertet erscheinen, möchte ich nicht so steif und fest behaupten; bei *ascendant* und *d'arrache-pied* trifft es schon eher zu (s. *Dict.*

Gén.). Wenn II S. 60 so auszulegen sein soll, daß *sympathie* von Ronsard herrührt, so ist zu bemerken, daß das *Dict. Gén.* gerade hier auf eine Stelle bei Rabelais als frühesten Beleg hinweist (vgl. auch God. s. v.). Auch in dem, was Sainéan II S. 64 gelegentlich der Sprache des *Ecolier limousin* ausführt, und auch noch nach Barbiers Studie in der *Revue des études rabelaisiennes* III S. 280 ff und 387 ff. einer Feststellung wert ist, laufen Ungenauigkeiten mit unter: *extase* und *crépuscule* begegnen schon vor Rabelais (s. *Dict. Gén.*), während für *indigène* und *patriotique* in der Tat Sainéans Bemerkung zuzutreffen scheint. In der etymologischen Deutung von *escoutille* II S. 109 dürfte Sainéan gegenüber dem *Dict. Gen.* auf dem richtigen Wege sein. Mit mir wäre wohl mancher neugierig zu erfahren, worauf sich Sainéan stützt, wenn er I S. 126 kategorisch behauptet: „C'est après son troisième voyage en Italie, dans le Piémont où il séjourna de 1539 à 1542, qu'il insère ses néologismes techniques dans ses Tiers et Quart livres." Es ist an sich gewagt, wie dies II S. 111 geschieht, mit großer Bestimmtheit zu scheiden zwischen Wörtern, die Rabelais eigen sind, und anderen, die sich auch sonst noch finden: *navigaige* ist, wie man aus Sainéan selbst ersehen kann, gleich auszunehmen, und was *dormard* und *rouart* betrifft, von denen dasselbe gilt, so wäre auf God. und *Rom. Forsch.* XXVII S. 953 und 974 zu verweisen. Ein ähnliches gilt von den Bildern bei Rabelais S. 233 ff. Und ebenso gehört eine ziemliche Sicherheit dazu, um zwischen *archaïsmes proprement dits* und *archaïsmes d'apparence* zu scheiden, wie das Sainéan II S. 116 ff. unternimmt. Einen Versuch in dieser Richtung, der recht dankenswert ist, kann man natürlich unternehmen, aber es darf sich auch nur um einen Versuch handeln und man darf nicht so tun, als ob alle Einzelheiten auf guten Glauben hingenommen werden müßten. Sainéans eigener Satz: „*La question de l'archaïsme est chez Rabelais assez complexe*" mahnt nachträglich zur Vorsicht und klingt bedenklich in der sonst so siegesgewissen Stimmung des Buchs.

An mehreren Stellen wäre eine größere Zuverlässigkeit zu gewinnen gewesen, wenn Sainéan die deutsche Forschung herangezogen hätte. Man kann ihm sicherlich nicht den Vorwurf machen, daß er, wie das seit neuestem in Frankreich vorkommt, an den wissenschaftlichen Leistungen der deutschen Romanistik verständnislos vorübergeht, aber er steht ihnen auch nicht immer objektiv und kritisch genug gegenüber und hätte II S. 247 getrost eine so miserable Arbeit wie die von Mensch unerwähnt lassen, dafür aber sein wegwerfendes Urteil (*Revue des études rabelaisiennes* X S. 281 Anm.) über Leo Spitzers Studie längst zurücknehmen und auch noch andere Arbeiten, aus denen Zuverlässiges und Brauchbares zu gewinnen ist, nicht übersehen dürfen. Zu den letzteren gehört

Rotzler *Die Benennungen der Milchstraße im Französischen. Rom. Forsch.* 33 (1915) S. 794-850, wo S. 802 ff. Einschlägiges zu I S. 234 geboten wird, ferner R. Riegler, *Das Tier im Spiegel der Sprache* 1907 anläßlich I S. 19 ff., Rudolf Spitzer, *Beiträge zur Geschichte des Spiels in Alt-Frankreich* Heidelberg Diss 1891 zu I S. 142 ff., R. Zöckler, *Die Beteuerungsformeln im Französischen* 1905 zu I S. 144 ff. nnd II S. 348 ff., K. Dammeier, *Die Vertauschuny von er und ar im Wortschatz der heutigen französischen Schriftsprache* Berlin Diss. 1903 zu II S. 146 ff., W. Heymann, *Französische Dialektwörter bei Lexikographen des 16. bis 18. Jahrhunderts* Gießen Diss. 1903 zu II S. 154 ff. und an den Stellen, wo er Bouchet heranzieht, K. Henkel, *Syntaktische Untersuchungen zu Guillaume Bouchets Serées* Marburg Diss. 1908.

Bei aller Anerkennung der Tüchtigkeit der Leistung und der Reichhaltigkeit des beigebrachten Materials bleiben, wenn man genau zusieht, doch mancherlei Zweifel bestehen. Sie zu heben wird die Aufgabe der ferneren Sprachforschung über Rabelais sein, die in Zukunft an Sainéans Werk wird anknüpfen müssen.

Marburg i. H. KURT GLASER.

Folque de Candie von Herbert le Duc de Danmartin. Nach den festländischen Handschriften zum ersten Mal vollständig herausgegeben von O. Schultz-Gora. Bd. II. Dresden 1915. Gedruckt für die Gesellschaft für romanische Literatur. Max Niemeyer, Halle a. S. XXI und 450 S.

Dieser zweite Band bringt Vorwort, Inhaltsangabe (Vs. 9883-14916), den Text nach der Hs. P^1 bis Vs. 11464, nach P^2 bis 12407, nach S bis 12472; folgt kurze Lücke; nach P^3 bis zum Schluß. Hs. P^1 enthält den Schluß also nicht, ebenso fehlte in Band I ein tüchtiges Stück: Vs. 4795-6168; hier ist P^2 eingesetzt und mit einem Vers: 6167 auch Hs. B. — Auf den Text von Bd. II folgen 3 Anlagen zu Sonderversen der Hss. B, 2 zu P^3, 5 zu L, 2 zu P^2; davon liefern B, L, besonders aber P^3 große Stücke. Die von H. Suchier in den St. lett. ded. a Pio Rajna 1911, S. 657-66 veröffentlichten Stücke aus der Cheltenhamer Hs. hat der Hg. bei der Textausgabe nicht berücksichtigt; sie sind aber für die Bewertung der Hss., für die von P^3 vor allem, wichtig. — Die vorliegende Ausgabe der 14916 Verse des Folque ist keine rein kritische und will es nicht sein. Der Hg. hat mit aller denkbaren Genauigkeit daran gearbeitet, einen verständlichen, möglichst vollständigen und getreuen Text zu liefern. Da große Lücken in den Hss. vorliegen, druckt er die Hs. ab, die ihm von den vorhandenen den besten Text liefert; er

druckt sie in ihrer jeweiligen Dialektfärbung ab, verbessert einzig Versehen und Fehler; die hsl. Lesarten selbst zeigt er vor dem Variantenapparat in besonderer Rubrik an. Auch die größeren Varianten und Einschübe in den Anlagen hat er in gleicher Weise dieser genauen Durchsicht unterzogen und viele gute Verbesserungen vorgeschlagen. Der nächste dritte Band soll die Begründung dieses Verfahrens, die Anmerkungen, das Handschriftenverhältnis, Glossar, Eigennamenverzeichnis, Besprechung der literarhistorischen, metrischen und linguistischen Fragen bringen. Wir sehen ihm mit größtem Interesse entgegen und wollen nur hoffen, daß seine Drucklegung nicht allzulange auf sich warten lassen wird. Die Ausbeute des Textes ist in hsl., epischer, besonders sprachlicher Hinsicht von größtem Wert und wird uns unter so kundiger Führung reichsten Ertrag liefern. Jedenfalls haben wir aber schon jetzt Grund genug, dem Hg. wie auch dem Verlag unseren Dank dafür auszusprechen, daß uns der ganze Folquetext nunmehr verliegt.

Die Inhaltsangabe ist wieder ausgezeichnet knapp und treffend geschrieben. — 10498 ist unter *cil de Florivile* doch wohl Folque selbst gemeint, nicht dessen Vater, der m. W. sonst nicht mehr vorkommt. 12537 bedeutet *la tour d'Arrabloi,* nicht den Turm der Veste Arrabloi, sondern diese Veste selbst, die Tibaut ebenso wie Candie 12536 zurückerobern will. Vgl. Stellen aus derselben Hs. P^3, Anlage IIIb, 464 *la tour de Baudart,* 863 *la tour de Candie,* und aus P^1 8726 *Arrabloi, dont la tor est assise,* und aus *Cov. Vivian,* 1722, *en Palerne, la tor* u. a. Tibaut ist also nicht mehr in der Veste und deren Turm nicht in anderer Hand, sondern Tibaut nähert sich Arrabloi mit seinem Hilfsheer und lagert *a Nondinois, vers la roche Alory, lez Tabrïe,* P^3 4321-24 und 12568f. Der Vers 12537 steht nicht in den Hss. BS und widerspricht 12519, wo Tibaut sich tatsächlich in Arrabloi befindet, auch P^3 schreibt: *il iert en Arrabloi el palais seigneuri.* P^3 hat darum 12568 erst eingeführt in Rücksicht auf die voraufgehende Erzählung der Anlage und auf die folgende in 12568 (in allen Hss.). Die Unordnung im Text erklärt sich aus der Überarbeitung zweier Fassungen. Mit 12473 beginnt ganz klar ein Abschnitt des Epos: *Ce fu el mois de may* . . . vgl. 13183, 14432 und die Bemerkung Suchiers, a. a. O., S. 660. Der Verfasser dieses Liedes ist nicht mehr Herbert. Das neue Lied hat andere inhaltliche Voraussetzungen als P^1 und andere Hss. sie bis 12472 bieten: An die Eroberung von Candie schließt sich die Ankunft eines Hilfsheeres nach vier Monaten für Ludwig wie auch für Tibaut, der sich in Arrabloi befindet. Tibaut scheint auch P^3, Anlage, 458f., 1203 selbst in Bagdad gewesen zu sein und Povre-vëu adoubiert, ja mit sich genommen zu haben; Pouvre-vëu ist daher nicht mit Salaazin

nachgekommen (P^1, 10330). P^3 setzt diese Liedfassung nach 10428 des P^1 Textes ein. B und L kennen sie ebenfalls, folgen aber dem P^1 Text viel weiter bis 11923, bezw. 11677, leiten die beiden Fassungen aber jeder selbständig ineinander über, und B ist in der Auswahl der Stücke besonders eigenmächtig. Es sei hier noch vermerkt, daß der erste Kampf der eingeschobenen P^3 Fassung (auch in L!) dem ersten Kampf der P^1 Fassung im 2. Bd. entspricht. In P^1 folgt das Friedensangebot Ludwigs, in P^3 L die Ankunft der großen Hilfsmacht des Corsuble; während vor dem Kampf in P^1 der junge Ritter Povre-vëu aus Bagdad und seine Hilfsmacht, in P^3 L das Hilfskorps der Franken und auf feindlicher Seite das Cordans eintrafen. — Den P^1 Text des Bandes II eröffnet eine Laisse, die Tibauts Tapferkeit und Charakter höchstes Lob zollt. Dieselbe Laisse im gleichen Wortlaut steht als Laisse 2 des neuen Liedes 12494 f., nachdem die voraufgehende Laisse die Übersicht über das bisher Geschehene gegeben hat. Tibaut ist hier wie dort in Arrabloi; d. h. wir befinden uns mit dem Beginn des Textes der Fassung P^3 L an einem Ruhepunkt der Erzählung; beide Parteien ziehen Verstärkungen heran; der Gedanke an Versöhnung wird wach, aber die Versöhnung tritt erst ein, nachdem erneute harte Kämpfe stattgefunden haben, die in zwei voneinander stark abweichenden Fassungen bis 12497 geschildert werden. Dieser Erzählungseinschub der beiden Fassungen wird fast durchgängig in Alexandrinerlaissen gegeben, doch finden sich auch 10-Silber in beiden Fassungen.

Über die Bewertung der Hss. habe ich in der Besprechung des ersten Bandes, *diese Zeitschr. XLII,* 42 f., einiges gesagt. P^1 verdient durchaus den ersten Platz. Alle anderen Hss. bilden eine Gruppe, und zwar stehen wiederum P^2 B in näherer Verwandtschaft (9977, 9981, 12637 und viele andere), P^2 B und S in einer Gruppe gegen P^3 Cheltenham; P^3 hat vielfach geändert, s. unten zu 13195-14444/5; vgl. Laisse 767 u. a. m. Dasselbe gilt für die von P^3 überprüfte erste Fassung. Von der Gruppe P^2 BS vertritt doch wohl S den besseren Text trotz seiner dialektischen Färbung und mancher Umänderungen vornehmlich aus diesem Grunde. Die Laissen der Anlage IIa, b in S sind kein Einschub von S, sondern gehören der Gruppe aller Hss., ausgenommen P^1, an, und in P^3, wo sie sich auch finden, sind sie außerdem überarbeitet und um eine erste Laisse bereichert worden, die selbständig an den P^1 Text anschließt. Auch am Schluß des Folque-Textes können wir klar ersehen, daß S den getreuen Text und P^3 selbständig veränderte Lesarten aufweist; s. unten die Anmerkung zu den einzelnen Texststellen. — P^2 hat viel am Texte zu bessern versucht, gekürzt, zugesetzt, Lesarten modernisiert; ihr Text ist durch SBL sicher zu verbessern. — Die

Hss. L und B haben den Text am willkürlichsten bearbeitet. Wie L vorgeht, beweisen Vs. 773-793 u. 805: 1122-23 der betreffenden Anlagen für L und P^3: Der Tibaut-Folque-Kampf ist in den Tibaut-Povre-vëu-Kampf eingefügt (vgl. Normaltext 11487-11314) und — Bruiants Hilfsmacht taucht 811, 822 auf, wie 11431 f. im Normaltext! und nicht die des Corsubles, wie in P^3. Gleichwohl aber steht schon 847 wieder Corsubles, und dieser fällt denn auch 872, und wie der Hg. versichert, folgt nunmehr L genauestens diesem durch P^3 vertretenen Text der zweiten Folque-Fassung. — Corsubles' Tod steht in offenbarer Parallele zu Desrames Tod der Normalfassung. — L hat die beiden Fassungen selbständig verschweißt und nach Gutdünken bearbeitet. Auch der folgende Text leidet an demselben Verfahren. Vgl. besonders 11645-77 zu Anlage IV, d 21-57. Vgl. L mit P^3 in den Versen 184 f.: 60 f.; 190-99: 66-76; 200 f.: 458 f. u. a. m. Daß L trotzdem aber einen bessern Text als den P^3 Text vor sich hatte, zeigen die Verse aus dem Vergleiche mit der Cheltenham-Hs. unten am Schluß. — Noch viel großzügiger und nicht bloß bei größeren Übergängen tiefer in den gesamten Text eingreifend, verfährt die Hs. B. Während P^3 die zweite Fassung bereits nach Vs. 10428 aufnimmt und ihr bis zum Schluß folgt, andererseits L diese Fassung erst nach den überarbeiteten Versen 11677 mit Vers 83 f. der Anlage IV d beginnt (= Anlage III, Vs. 4 in P^3 = 11683 der Normalfassung) geht B wieder anders vor.

Die Hs. schiebt die Ankunft der Ganite gemäß der zweiten Fassung in den N-Text ein — die Naht ist 11391-11472 —; folgt dann diesem N-Texte bis 11923 wieder (11543-11754 fehlt) und führt von da ab an Stelle der Expedition nach Montire zu Quanete, d. i. Ganite, im N-Text die Ganite-Episode der zweiten Fassung bis 12494 fort, d. h. bis zum großen Lob Tibauts und der endgültigen Versöhnung zwischen Tibaut und Ludwig im neuen Lied. Die Bearbeitung ist sehr frei, stark gekürzt und lehnt sich gelegentlich an Ereignisse und Personen des N-Textes an: Der Erzbischof heißt Hernaus (Anlage Ic, 156), im N-Text Hermant 12254, in P^3 L aber Morant (360, bezw. 170). Vs. 479 zieht Povre-vëu tatsächlich auch nach Montire, aber mit der Braut, nicht um sie dort erst zu erwerben. Arrabloi ist im Besitz Tibauts und von den Franken genommen, Tibaut ist also nicht in Moncler, von wo er bei der Ankunft der Franken nach Sevilla flieht. Weder Moncler noch Montire sind der zweiten Fassung bekannt; Ganite kommt darin vielmehr nach Arrabloi und ihre Truppen kämpfen gegen die Franken; sie entweicht dann aus der Veste zu Povre-vëu und wird im fränkischen Lager von Arrabloi getauft (nicht in Montire). — Die Aufbietung und Ankunft eines neuen Frankenheeres erfolgt in Hs. B vor Beginn der Erzählung des

zweiten Bandes. — Die Kombinationsweise der Hs. läßt sich am Folquetext also ausgezeichnet studieren. Die Handschrift hat sowohl eine Quelle bei P^2 wie bei P^3 verarbeitet; s. unten Vs. 14914/16, s. Besprechung zu Bd. I. Sie hat nach Gutdünken gekürzt, erweitert, überarbeitet, aber mit weitgehendster Heranziehung der Texte aus umgebenden und auch früheren Versen. So geben also Abweichungen in B Fingerzeige für die einzelnen Versionen nach Form und Inhalt. Die Hs. hat aber nicht wie die anderen Hss. zumeist, die einzelnen Textstücke ganz übernommen und sie mehr oder minder geschickt und anlehnend zu einander übergeleitet, sondern dauernd die Texte kontrolliert. Dieses selbe Verfahren läßt sich wie im Folque auch in anderen Epen nachweisen (s. m. Diss. *Handschriftenverhältnis des Cov. Vivian.* 1908, Halle). — Wegen der Überarbeitungen in allen für die Kritik des P^1 Textes wichtigen Hss. und Hss.-Gruppen, ist die vorzügliche Hs. P^1 schwer zu bessern. Es scheint, daß gewisse in P^1 B vorliegende Fehler einer Vorquelle von P^1 und allen Hss. zukommen. Schon in der Besprechung von Bd. I wies ich darauf hin. Hier erwähne ich noch 9996, 10957, 11141, 11384, 13813; s. auch unten. Eine einigermaßen sichere Verbesserung von P^1 erlaubt eine Übereinstimmung von einerseits B S (L) und P^3; oder P^1 und P^3, weniger sicher P^1 und BS. S verdient am meisten Vertrauen; und der ganze zweite Teil des Liedes hätte m. E. gewiß weiter nach der Fassung S, wenigstens nach Cheltenham gegeben werden müssen; aber der Hg. beklagt sich ja selbst bitter im Vorwort zu Bd. I und II über die Schwierigkeit, z. T. Unmöglichkeit der Beschaffung der Hss. und die Druckbeschränkung; er verweist für alle Einzelheiten auf den 4. Bd. — Zur Erleichterung der Lektüre hätte man gern alle Angaben über Lücke und Wiedereinsatz der Hss. schon unten im Variantenapparat gewünscht, ebenso zum schnellen Vergleich die Zahlen der Verse, die sich in Anlage und Normaltext entsprechen, die einen in Klammern neben den andern. —

Für den Text schlage ich folgende Verbesserungen vor: 9991 fehlt auch in P^3. Die Lesart *au durement ferir* scheint außerdem B P^2 P^3 zuzugehören; vgl. 10040, 10090. — 9996, vgl. *uair* in B und P^3 166 (L fehlt). *Li noirs vairs* in P^1 ist also alt. — 10126, wohl *de* statt *ie* urspr., vgl. Var. — 10427 *i auroie* auch in B S, also echt. — 10475 weshalb die Veränderung des P^1 Textes? Vgl. 10511. Sollte das dreimalige *e* im Anfang von 10475 und am Anfang und in Mitte von 10474 störend sein? — 10748 *traire* ist alt, steht auch in S (B. — 10767 hat P^1 möglicherweise *cointes* für *hardi* eingesetzt (vgl. S.) *hardi* vor *traire* in 10767 von P^1 mag so zu erklären sein. 10910-11 P^1 Lesart ist echt, da in S. — 10957 die Korrektur *Aubris li Tiois* für *Baudoïns d'Arbrois* steht gegen alle Hss. Der Hg. verspricht Anmerkung. —

11044 *chauz* in S wäre vorzuziehen. — 11106 Lesart P^1 ist echt, da auch in S. — 11141 ist *si cune* durch S und auch durch 11143 belegt. — 11201 *por* ist durch S gestützt. — 11224 die Korrektur befriedigt, ob sie aber die rechte ist, bleibt offen, da die Varianten das défini zeigen. — 11327 *que ensi fu menez* von S wird wohl echt sein. P^1 wie P^2 B haben geändert. — 11384 scheint ein Fehler der allen Hss. vorauf-gehenden Vorquelle zu sein, da *les naurez* für *le navré* außer in P^1 auch in BS vorliegt. — 11501 *de Lerin* ist alt, da in P^2 S, vgl. 11461. — 11537 *a* ist echt, da in P^2 S. — 11666-68, S L überliefern den Text in der richtigen Versfolge; d. h. 65, 67, 66, 68. P^2 hat den Vers *par devers le chastel* zuerst aus-gelassen, dann nach zwei weiteren Versen nachgetragen. — 11916 *est* für *sont* ist nicht sicher, da B auch den Plural, allerdings im Kurzverse aufweist. Dasselbe gilt von *loe* statt *loent* 11972 in P^2S trotz 11976, wo P^2 *loe* zeigt, S aber wieder *loent*. Ob in 11972 nicht wieder ein allen Hss. vorauf-liegender Fehler vorliegt? — 11968 ist *qui* auch in S belegt, also echt gegen verbessertes *qu'il*. 11969 wird S auch den Infinitiv richtig gegen P^2 *conquerra* vertreten. — 12630 *nous* in P^3 S ist echt gegen *vous* P^2 B. — 13195 *vous* ist echt, s. Var. und Cheltenh. a. a. O. 13216 *diroit,* nicht *dira*, s. Var. und Cheltenh. 14440 *car il auoit ia pris,* nicht *car plus ot guerroié,* s. Var. und Cheltenh. 14440a, 1 Vers fehlt in P^1. 14441 *flote* in S und Cheltenh. ist echt gegen *route* in P^3. 14442, der Wortlaut ist in P^3 gänzlich geändert, nur 2 Worte sind alt. Ebenso sind Vs. 14448-50 in P^3 geändert. Ebenso 14912. 14913 nicht ·111· , sondern ·11· . 14914-16 hat Hs. S die beste Lesart. B folgt ihr, und dann der Quelle von P^3 Cheltenh. B. schreibt 14914 mit P^3, aber hat das Reim-wort *seiornerent* = S, gibt dann 16 und 15 in Zusatzversen, — ähnlich S, das damit das Gedicht abschließt —, holt nun-mehr die 14 begonnene Lesart P^3 Cheltenh. nach und bringt sie ein drittes Mal stark überarbeitet in ihren neuen Schluß-versen zu 16, in denen B schließlich Wilhs.' und Guiborcs Tod anzeigt. B verarbeitet eine Lesart P^3 Cheltenh. und eine ältere Quelle P^2B. — Anlage IIIb, 496 wird auf Wilhs.' be-rühmte und gefürchtete Abstammung angespielt. *Poi conois-siez Guillaume et ceus dont il fu nez* ist zu vergleichen mit *Que fait Guillelme qui fu filz au Lombard,* Bd. I, 426. Folque für Wilh. zu setzen, ist sicher abzulehnen; vgl. 583f.-579 *vez vous appareillier.* Das *vez* steht offenbar für *venez* oder *allez,* vgl. 581. wodurch der Vers 1 erhalten würde. Die Hs. L hat frei überarbeitet und gibt nur in einigen wenigen Versen Anhalt für die Textgestalt, Anlage IVd, bes. 486f.-659. L gibt IVd 550-51 Aufschluß; hier stehen 2 Verse, der erstere richtig mit Fragepronomen, wie der Hg. vermutet. P^2 hat den Text entstellt. — 2221 weshalb ist *atrempee* der Hs. in

trespensee geändert, da doch *a* das voraufgehende *d'amours mourne* verstärkt? 3151 wenn auch *mult* besser ist, läßt sich *qui* doch verstehen.

Druckfehler liegen vor in 10670: Die Lesart gehört zu 10761 auf der folgenden Seite. — 12114 Lesart wohl zum folgenden Vers. — Anlage IVb: 10969 bis 11267, nicht 12262.

Eine Reihe Verse wurden hier nicht besprochen, da der Hg. selbst Anmerkungen dazu in Aussicht stellt.

Breslau. W. Schulz.

Loth, J., *Contributions à l'étude des romans de la Table Ronde.* Paris 1912.

Dieses Buch vereinigt 7 Aufsätze von ungleicher Länge, die alle vorher in der *Revue Celtique* erschienen sind (was Verf. denn doch irgendwo hätte erwähnen dürfen!)[1]. Fünf Aufsätze betreffen die Tristansage oder Tristandichtung. Da die letztere nur äußerlich und jedenfalls erst in relativ später Zeit mit der Arthursage oder den Arthurromanen verbunden wurde, so hat man das Recht, den Titel des Buches etwas eigentümlich zu finden. Für Loth ist aber der Tristan *un roman de la Table Ronde et le plus important de tous* (vgl. S. 111)[2].

Nr. I. *Le drame moral de Tristan et Iseut est-il d'origine celtique?*

Bédier hatte geschrieben: *Le conflit douloureux de l'amour et de la loi, c'est toute la légende,* und dann gezeigt, daß nach einem kymrischen Gesetzbuch des 10. Jahrhunderts die Gesetze in Wales betreffend Ehebruch sehr lax waren, und daraus gefolgert, daß die Konzeption der Tristandichtung, die viel strengere Anschauungen voraussetze, in Wales nicht möglich war. Auch Loth nimmt an, daß der Konflikt zwischen Gesetz und Liebe das Thema der Sage oder Dichtung ist; aber er bestreitet die Beweiskraft der von Bédier zitierten Gesetzesbestimmungen. Er behauptet, man habe im 10. Jahrhundert Geldbußen statt der Todesstrafe gerade deshalb ins Gesetz eingeführt, weil man damals zu gern von der Blutrache Gebrauch machte. Es ist allerdings richtig, daß, wie Loth sagt, *bien des usages abolis dans le* [oder allgemeiner *un*] *code n'en persistent pas moins dans la réalité.* Das weiß man, daß Gesetze die Verbrechen (oder was Gesetze als Verbrechen

---

[1]) In neuerer Zeit haben Fortsetzungen zu diesen *Contributions* in der *Revue Celtique* zu erscheinen begonnen.

[2]) Später scheint Loth seine Ansicht doch geändert zu haben. Wenigstens betont er in *Revue Celt.* 34 (1913) S. 379—81 gegenüber Windisch, daß die Verbindung Tristans mit Arthur *une déformation de la légende primitive* sei.

taxieren) nicht aus der Welt schaffen. Aber anderseits scheint es mir doch auch eine bekannte Tatsache, daß im allgemeinen die Gesetze den Sitten nicht vorausgehen, sondern nachhinken, daß sie nur sanktionieren, was schon längst Sitte geworden ist, und daß der Gesetzgeber, wenn er etwas erreichen will, sich den Anschauungen und Sitten der Mehrheit oder des maßgebenden Teils des Volkes anpassen muß. Wir dürfen doch wohl annehmen, daß in der Tat nicht nur vom 10. Jahrhundert an, sondern schon spätestens im 9. Jahrhundert, als die zu jenen Gesetzen führenden Sitten entstanden (wenn sie nicht sogar Überreste der prähistorischen Sittenlosigkeit waren), Wales nicht mehr der richtige Boden für die Konzeption der Tristandichtung war. Die Beispiele, welche Loth anführt, um das Gegenteil zu beweisen, sind nicht zahlreich und nicht beweiskräftig[3]). Daß der Feuertod als Strafe für Ehebruch einst bei den Kelten gebräuchlich war, ist wahrscheinlich (Beispiele schon bei O'Curry *Manners* I p. CCCXXII, CCCXXXIV; Joyce *Social History* I p. 212 f., G. Schoepperle, *Tristan and Isolt* p. 464 f. Aber wenn Loth schließlich, indem er vom Feuertod als Strafe für Ehebruch spricht, ausruft (S. 10): *D'ailleurs à quoi bon multiplier les exemples; Tristan et Iseut, convaincus d'adultère, ne sont-ils pas condamnés à périr dans les flammes?*, so begeht er den Fehler des *circulus viciosus*: er zitiert die Tristandichtung als Beweis, trotzdem gerade den kymrischen Ursprung derselben zu beweisen sein Ziel ist. Natürlich konnten übrigens romantische Stoffe,

[3]) Der Fall *Pwyll* ist eine Probe der Freundestreue (übrigens märchenhaften Charakters), keineswegs der Frauentreue, und geht uns somit nichts an. Dasselbe gilt vom Fall *Manawyddan*, nur mit dem Unterschied, daß hier die Frau weiß, daß der Mann, in dessen Obhut sie ist, nicht ihr Gatte, sondern dessen Freund ist. Bédier hat nie behauptet, daß kymrische Gesetze die Freundestreue ausschließen. Es ist sehr unlogisch von Loth, solche Beispiele zu zitieren. Im Fall *Math* begehen allerdings Gronw und Blodeuwedd, die Gattin des Lleu Llaw Gyffes, Ehebruch, und die Frage, *comment ils pourraient vivre réunis*, beantwortet jener: *Il n'y a qu'un moyen, il faut que tu cherches à savoir de lui comment on peut lui* (dem Gatten) *donner la mort, et cela sous couleur de sollicitude pour lui* (Loth *Mab.*[2] I S. 202). Die Episode wickelt sich ab, was Loth allerdings nicht erkannt hat, nach dem sehr verbreiteten Märchenthema „Der seelenlose Unhold" (Aarne, Typus Nr. 302; vergl. dazu Bolte-Polivka. *Anmerkungen zu Grimms Märchen* III S. 434 ff. und F. Panzer, *Sigfrid* S. 253 ff.). Loth betont, daß die Ehebrecherin, wenn auch nicht von ihrem (durch Zauber wieder belebten) Gatten, so doch von Gwydyon mit Atimie bestraft wird, und der Gatte vom Ehebrecher keine *composition* annimmt, sondern seinen Tod verlangt; der wesentliche Umterschied gegenüber dem Tristan ist aber, daß hier nicht nur Ehebruch, sondern zugleich etwas viel wichtigeres. Mord, zu rächen war. Abgesehen davon, daß die Ehebrecherin Blodeuwedd kein irdisches, sondern ein durch Magie aus Blumen gemachtes Weib ist (Märchenmotiv; vergl. ähnliches bei Bolte-Polivka, III S. 53 ff.), darf eine ganz auf märchenhafter Grundlage basierende Situation nicht als kulturhistorisches Argument benutzt werden. Nach diesen 3 Beispielen findet es Loth *superflu de poursuivre cette démonstration!*

wie diejenigen des Mabinogi oder der Tristandichtung, auch wenn sie viel strengere Gesetze zur Voraussetzung haben, doch in Wales Aufnahme finden; gerade wie noch die heutigen Volksmärchen Strafen bewahren, die schon längst außer Gebrauch gekommen sind oder in den betreffenden Gegenden vielleicht überhaupt nie in Gebrauch waren[4]).

Zum Beweis seiner Behauptung, daß die Mannentreue auch in Wales sehr hoch gehalten wurde, glaubte Loth nur ein einziges Beispiel zitieren zu müssen. Ich will die Beweiskraft desselben nicht bezweifeln, muß aber doch sagen, daß die Mannentreue als litterarisches Motiv (und darauf kommt es an) in der kymrischen und überhaupt in der keltischen Sage und Dichtung gewiß eine sehr unwichtige Rolle spielt, gar nicht zu vergleichen mit der Rolle, die sie in der altgermanischen Epik (zu der ich auch die französische Nationalepik rechne) spielt.

Im Vergleich zur altgermanischen Ehemoral muß die keltische als eine bedeutend laxere angesehen werden (vgl. z. B. H. d'Arbois de Jubainville, *La famille celtique* S. 125, 179, 180, 196 und namentlich auch Joyce, *A social history of Ancient Ireland* II S. 3 ff., besonders S. 9, 12, welches Werk durchaus nicht, wie man nach Loth meinen könnte, zugunsten seiner Behauptungen spricht.

Die negative Seite von Bédiers Argumentation scheint mir auch noch nach Loth's Ausführungen beachtenswert zu sein, wenn gleich nicht in dem Maße entscheidend, wie Bédier meinte. Unsere kulturhistorischen Informationen sind eben doch zu dürftig.

Ich möchte hier nicht unterlassen, die Lektüre der Abschnitte VI 3-7 in G. Schoepperles *Tristan and Isolt* zu empfehlen, wo die betreffenden Probleme mit mehr Sachkenntnis und Einsicht behandelt sind, als dies von seiten Bédiers und Loths geschehen ist. Ich bezweifle auch sehr, ob Bédier die Grundidee der Tristandichtung richtig erfaßt hat, indem er sagte: *Le conflit douloureux de l'amour et de la loi, c'est toute la légende,* welcher Satz von Loth ohne weiteres akzeptiert wurde. Immerhin ist so viel zuzugeben, daß in der zu postulierenden älteren Fassung des Tristan der Ehebruch an und für sich als eine Schuld aufgefaßt wurde.

---

[4]) Gerade der Feuertod findet sich oft als Strafe in den Märchen, und ist von hier aus gerne in die märchenhaften Romane eingedrungen. W. Foerster hält in seiner Abhandlung „Der Feuertod als Strafe in altfranz. erzählenden Dichtungen" (*Studien zur englischen Philologie* Bd. 50) Loth's Schluß, daß bei den alten Iren die Sitte herrschte, die ehebrecherische Frau zu verbrennen, für „zu gewagt" „bei dem völligen Schweigen der Gesetzbücher" und meint, daß der Feuertod in den Romanen auf die römische Sitte zurückgehen müsse (S. 182) (was ich bezweifle).

Nr. II. *Le bouclier de Tristan.*

Dieser glücklicherweise nur kurze Abschnitt ist wertlos, eine unnütze Verschwendung von Gelehrsamkeit. Tristan hat bei Gottfried von Straßburg und Heinrich von Freiberg (letzterer ist aber von Gottfried abhängig) einen Eber als Wappentier. Diesen soll die französische Quelle „sehr wahrscheinlich" keltischer Tradition verdanken[5]). Für die Widerlegung dieser Ansicht verweise ich auf das Referat Gertrude Schoepperles in *Romanic Review* III 433 f., wo sie nachweist, daß ein Eber als Wappentier in der französischen Literatur etwas gewöhnliches war. Es zeigt dieser Abschnitt II, auf wie unsichern Fundamenten Loth Hypothesen aufzubauen geneigt ist.

Nr. III. *Les noms de Tristan et Iseut.*

Loth hat hier einen Artikel erweitert, der vor langer Zeit in der *Romania* (XIX S. 455-8) unter dem Titel *Les noms Tristan et Iseut en gallois* erschien. Er polemisiert gegen H. Zimmers Hypothese vom piktischen Ursprung der Tristansage und sucht den kymrisch-kornischen Ursprung derselben zu erweisen. Neben altgaelischem **Drustagnos* soll eine altbritische Form **Drustanos* existiert haben. Abgesehen von dieser Differenz im „Suffix" soll der Name der ganzen keltischen Familie gemeinsam gewesen sein. Argumente dafür werden beigebracht, die aber der Kritik nicht standhalten können. Die kymrischen Formen des Namens wären also nach Loth unabhängig von den piktischen und sie sollen bei schriftlicher Vermittlung französisch *Tristan* ergeben haben[6]). Kymrisch *Tallwch,* Name des Vaters des Drystan nach der kymrischen Sage, soll mit dem piktischen Namen *Talorg* (*Talorc*) absolut nichts zu tun haben. Loth hat zwar in diesen Ausführungen geschickt manövriert, so daß speziell leichtgläubige Romanisten durch seine Argumentation bestochen werden können; aber der Wunsch des eifrigen Parteimanns war der Vater des Gedankens, nicht das unabhängige Forschen nach Wahrheit. Wer auch nur ein wenig seine Nase in die keltische Philologie gesteckt hat, erkennt unschwer unter der Mache die Blößen und das Falsche der Argumentation. Der Keltist Smirnov, der in *Romania* 43 S. 119 ff. Loths Buch besprach, sagt, daß Zimmers Theorie ihm *loin d'être définitivement éliminée* scheine, und sogar E. Windisch, der doch dieselbe Partei wie Loth vertritt, hält Loths Argumentation nicht für

---

[5]) Über den Eber bei den Kelten handelt Sal. Reinach nicht nur in dem von Loth zitierten Werk *Antiquités nationales,* sondern auch in dem Artikel *Celtica, I. Caledonium monstrum, Revue celt.* XXII.

[6]) In *Contribution Nr. V* (S. 95—6) scheint er der kornischen Herkunft den Vorzug zu geben.

stichhaltig (*Das keltische Britannien* S. 213 A 2). An der piktischen Herkunft des Namens Tristan kann für Unbefangene nach wie vor kein Zweifel bestehen.

Zur Erklärung des Namens *Iseut* geht Loth von dem kymrisch-kornischen Namen aus, der bald *Etthill* bald *Essylt* (kornisch *e* statt *i, y*) geschrieben wurde; die Orthographie *tth, ss* habe einen Laut repräsentiert, der verschwunden sei und eine Art Affricata *ts* gewesen sein müsse. Jener Name habe, wahrscheinlich bei angelsächsischer Vermittlung, französisch *Iselt* ergeben können. Bretonische Vermittlung hält er aus phonetischen Gründen für ausgeschlossen. Der Leser fühlt, daß Loth selbst bei der Erklärung dieses Namens seiner Sache nicht sicher ist; und in seinem *Romania*-Artikel hatte er von der jetzt befürworteten Hypothese gesagt, daß sie *n'est guère soutenable.* Auch Windisch scheint keines von den Argumenten Loths zu billigen, und hält immer noch die Form *Iselt-Isolt* für ursprünglicher als *Etthill-Essylt* (l. c. S. 216 A. 1).

Ich verzichte darauf, die einzelnen Argumente Loths zu besprechen, da dies hier zu weit führen würde, und da ich eine Arbeit über die Eigennamen der Tristandichtung in Vorbereitung habe.

Nr. IV. *Remarques diverses aux Mabinogion.*

Diese Nummer umfaßt drei unabhängige Abhandlungen.

1. *Le sens de mabinogi et mabinogion.*

Die inhaltlich zusammengehörigen kymrischen Erzählungen Pwyll, Branwen, Manawyddan, Math bilden zusammen ein Mabinogi oder das Mabinogi; keine andere kymrische Erzählung hat einen Anspruch auf den Namen; auch jene sollten nicht zusammen Mabinogion (Pluralis!) genannt werden. So viel war schon längst bekannt. Dagegen ist der Sinn des kymrischen Wortes noch immer zweifelhaft. Die darauf bezügliche Diskussion Loths hat nur für Keltisten Interesse, bringt übrigens nichts neues und vor allem nichts sicheres. Die bisher übliche Verwendung des Wortes Mabinogi-Mabinogion wird man wohl aus Bequemlichkeitsgründen nicht aufgeben wollen.

2. *Bledri (Breri) — Blegobred.*

Soll Bledri Autor eines Mabinogi oder überhaupt eines kymrischen Epos oder Romans gewesen sein, da er hier untergebracht wird? Uns ist nichts davon bekannt. Loth hält allerdings ohne weiteres Bledri den kymrischen *fabulator* für einen in kymrischer Sprache schreibenden Autor und betrachtet daher die Zuschreibung einer Gauvainkompilation und eines Tristanromans als unglaubwürdig, da die betreffenden

französischen Texte französische Vorlagen postulieren. Ich habe in dieser Zs. 31² S. 150ff. dargetan, daß Bledri im Mittelalter als französisch schreibender Dichter galt und man daher keinen Grund hat, jene Zuschreibungen zu verdächtigen.

Die schon aus chronologischen Gründen ganz unmöglichen Hypothesen, daß Bledri mit Galfreds *Blegabred* und einem historischen *Bledcobrit* konfundiert worden sei, hat Loth schon in der ersten Ausgabe seiner Mabinogion-Übersetzung angeführt. Hier werden sie wiederholt.

Ich frage mich umsonst, warum wohl dieser nichts neues bringende wertlose Abschnitt geschrieben wurde.

3. *La date de la composition de Kulhwch et Olwen. — Sa place et son importance dans les „Mabinogion" et les „romans arthuriens".*

Diesen Abschnitt halte ich für einen der besten des Buches, wenn ich auch nicht alle darin enthaltenen Urteile unterschreiben kann. Argumente, die nicht so zwingend zu sein scheinen, wie Loth meint, führen ihn zu dem Ergebnis, daß die Redaktion des echten Mabinogi und der sog. Mabinogion nicht jünger als das erste Drittel des 13. Jahrhunderts sein kann. Das echte Mabinogi ist ein Werk derselben Art wie die altirischen Epen, und verschiedenes spricht dafür, daß es irischer Herkunft ist. Bei dem sog. Mabinogi Kulhwch wurde die Frage aufgeworfen, ob eine gewisse Ähnlichkeit, die es mit den französischen Arthurromanen hat, dem Einfluß der letzteren zuzuschreiben sei. Loth weist in Kulhwch ein charakteristisches Lehnwort französischer Herkunft nach (*gleif* = afz. *glaive*), ferner eine Erinnerung an den Bretonenherzog Alain Fergant (1088-1109). Daraus schließt er aber nur, daß der *terminus a quo* für Kulhwch die zweite Hälfte des 11. oder der Anfang des 12. Jahrhunderts sei. Den Einfluß französischer Romane hält er für ausgeschlossen. Aber seine Argumente haben keine volle Beweiskraft. Allerdings findet man in Kulhwch keine höfische Liebe und Raffinerie. Der Kymre brauchte aber nicht gleich alles nachzuahmen[7]); der höfische Geist mochte seinem Nationalismus nicht zusagen. Wenn der Verfasser, meint Loth, die französischen Romane gekannt hätte, so hätte er es nicht unterlassen, mit Rittern wie *Calogrenant, Sagremor, Mabonagrain* etc. Arthurs Hof zu zieren, und wäre Kei dem französischen Keu angeglichen worden. Aber da es sich bei Kulhwch nur um französischen Einfluß, der stärker oder schwächer sein mochte, handeln kann, niemals um eine Be-

[7]) Sagt doch Loth selbst (S. 31, 48) mit Bezug auf das eigentliche Mabinogi: dessen Redaktor habe sicher auch die arthurischen Traditionen, wie sie uns in Kulhwch erscheinen, gekannt, sich aber trotzdem nicht von ihnen beeinflussen lassen, weil er den traditionellen Charakter seines Stoffes nicht ändern wollte. Jeder Autor ahmte so viel nach, als ihm zusagte

arbeitung oder Übersetzung, so darf man nicht erwarten, daß Kulhwch ebenso französisch aussehe wie eine solche. Übrigens steht im kymrischen Owen für Chrétiens Calogrenant Kynon; Chrétiens Sagremor (in der Schneeszene des Gral) vertreten im kymrischen Peredur ungenannte Pagen; auch Chrétiens Mabonagrain entspricht im kymrischen Gereint eine Person ohne Namen. Loths Beispiele sind also sehr schlecht gewählt. Man kann aber leicht die Beobachtung machen, daß unter den Eigennamen von Chrétiens Romanen fast nur diejenigen in den entsprechenden kymrischen Romanen in gleicher oder ähnlicher Form vorkommen, die auch den Kymren nicht als fremd erscheinen konnten[8]); dagegen sind gerade Namen wie Mabonagrain und Calogrenant, die doch zweifellos keltischen Ursprungs sind (Sagremor kann griechisch sein), von den kymrischen Bearbeitern nicht aufgenommen worden, weil sie den Kymren fremd scheinen mußten. Owen, Peredur, Gereint sind nun aber eigentliche Bearbeitungen oder Übersetzungen französischer Romane, was heute selbst diejenigen zugeben müssen, die Chrétien nicht als Quelle gelten lassen[9]). Kann man da erwarten, daß der Verfasser des Kulhwch, der einen kymrischen Stoff behandelte, Arthurs Hof, auch wenn er französische Romane kannte, mit Rittern wie Calogrenant, Sagremor, Mabonagrain etc. zierte, wenn doch sogar Bearbeiter oder Übersetzer französischer Romane solche Namen abwiesen! Er würde zweifellos noch weniger als diese etwas eingeführt haben, was dem nationalen Charakter der Er-

[8]) Der einzige mir bekannte Fall, daß ein nicht-kymrischer Name aus der französischen Quelle in ein sog. Mabinogi aufgenommen wurde, ist *le roi Guivret le Petit*, der im kymrischen Gereint durch *Gwiffret Petit* wiedergegeben wird; aber da trägt der Verfasser Sorge zu sagen, daß der Name französisch ist: *les Francs et les Saxons* [mit *Saxons* können wohl nicht die Angelsachsen gemeint sein; vielmehr meinte der Autor mit *Francs* und *Saxons* Franzosen und Engländer, welch letztere dieselbe offizielle Sprache hatten wie die Franzosen; die Anglonormannen wurden damals auch schon Engländer genannt, und „Sachsen" heißen die Engländer noch heute bei allen Kelten Großbritanniens] *l'appellent Gwiffret Petit et les Kymry le Petit Roi.* Der Zusatz betr. die Kymry verfolgte wieder den Zweck, dem Publikum den Glauben beizubringen, daß trotz allem eine nationale Sage erzählt werde (die auch zu den *Francs* und *Saxons* übergegangen sei).

[9]) Loth drückt sich sehr gewunden aus (S. 49): *Les trois romans d'Owen et Lunet, Peredur, Gereint et Enid sont indépendants des romans de Chrétien, mais quoique l'origine première soit celtique, ils sont manifestement inspirés, parfois comme traduits, d'une source immédiate française rapprochée sur beaucoup de points de celle de Chrétien.* Deutlicher ist er in der zweiten Ausgabe seiner Mabinogion-Übersetzung: *Les trois romans d'Owen et Lunet, Peredur ab Evrawc, Gereint et Enid, nous transportent dans un monde différent: mœurs, culture, civilisation matérielle, armement, tout y porte la marque de la civilisation française du XII^e siècle* (S. 46). *Le tournoi dans Owen et Lunet suffirait à dénoncer une source française. C'est un sport inconnu des Gallois; le mot même (twrneiment) est emprunté.*

zählung zu widersprechen scheinen mochte. Was nun endlich die Zeit betrifft, so ist allerdings für diejenigen, welche nicht nur Loths Datierung des Kulhwch akzeptieren, sondern auch Foersters These, daß Chrétiens Romane die ältesten französischen Arthurromane seien, zustimmen, die Beeinflussung des Kulhwch durch französische Romane ausgeschlossen, nicht aber für diejenigen, welche (wie ich) Foersters Ansicht für unmöglich halten und dafür gute Gründe vorbringen können. Ich behaupte nun keineswegs, daß Kulhwch tatsächlich durch französische Romane beeinflußt wurde. Ich sage nur, die Frage, ob dies geschah oder nicht, sei noch offen zu lassen; doch dürfte Loths Beantwortung der Frage im allgemeinen richtig sein. Man hat Arthurs Stellung zu seinen Mannen resp. Baronen und Rittern, welche im Kulhwch ähnlich wie in den französischen Romanen ist, als eine Nachahmung der Stellung Charlemaignes zu seinen Pairs aufgefaßt, ihr damit also französischen Ursprung zugeschrieben. Es ist aber auch schon (zwar nicht von Loth) auf die Ähnlichkeit von Arthur Hof mit demjenigen König Conchobars in der altirischen Epik hingewiesen worden. Gwalchmeis Verwandtschaft mit Arthurs (Schwestersohn: Kulhwch S. 288) mag der Autor ebenso gut Galfreds Historia (deren Einfluß aber Loth auch leugnet) wie den französischen Romanen verdanken. Der nationalkymrischen Gwalchmai-Tradition ist diese Verwandtschaft unbekannt; die kymrische Übersetzung der Historia und die ganz junge und unursprüngliche *Ystoria Trystan* sind neben Kulhwch die einzigen kymrischen Texte, die sie erwähnen. Die kurze Kulhwchstelle könnte auch als spätere Interpolation aufgefaßt werden. Aber auch der Kei des Kulhwch hat ein paar Züge mit dem Keu der französischen Romane gemeinsam. Er ist nicht nur „Krieger", wie die übrigen Mannen Arthurs, deren Namen mit dem seinen angeführt werden; er ist auch der unvergleichliche *serviteur* und *officier* des Herrschers (Kulhwch S. 275); man denkt an den Seneschall bei Galfred und in den französischen Romanen; die unabhängigen kymrischen Texte wissen nichts davon. Namentlich aber ist folgendes bemerkenswert: Als die Ankunft des Helden gemeldet wird, verlangt Arthur, daß derselbe, obschon das Gelage bereits begonnen hat, sofort hereingelassen und aufs beste empfangen werde; *c'est pitié de laisser sous la pluie et le vent un homme comme celui dont tu parles.* Nur Kei protestiert; *si on suivait mon conseil, on ne violerait pas les lois de la cour pour lui.* Worauf Arthur ihn mit den schönen Worten zurechtweist: *Tu es dans le faux, Kei; nous sommes des hommes de marque à proportion qu'on a recours à nous; plus grande sera notre générosité, plus grandes seront notre noblesse, notre gloire et notre considération* (S. 256-7). Hier lernen wir die hämische Pedanterie Kei's kennen, die

sehr viel Ähnlichkeit hat mit seiner Liebhaberei zu lästern in den französischen Romanen (nicht bei Galfred). Gerade wenn ein junger Held an Arthurs Hof kommt und Arthur und die übrigen Ritter ihn gut empfangen wollen, so pflegt Keu seine hämischen giftigen Glossen zu machen und muß deswegen vom König oder der Königin zurechtgewiesen werden. Daß gerade Kei *les lois de la cour* in Schutz nimmt, scheint wieder darauf hinzuweisen, daß er *ex officio* der Hüter derselben war, also ein Amt wie das eines Seneschalls inne hatte. Es ist also kaum richtig, wenn Loth (*Contributions* S. 43, Mab.[2] I S. 36) sagt: *Kei n'a rien du Keu de ces romans.* Sogar die Behauptung Loths (*Contrib.* S. 42, *Mab.*[2] I S. 35), daß an Arthurs Hof in Kulhwch u. a. *les manières raffinées* und *la bonne tenue* fehlen, *qui distinguent les chevaliers de la Table Ronde,* hat vielleicht nicht so ganz allgemeine Bedeutung, wird doch in Kulhwch Verschiedenes als nicht *convenable* erklärt, was Loth selbst zugeben muß (*Contributions* S. 44). Ohne auf Grund dieser Tatsachen behaupten zu wollen, daß der Kulhwch schon offenbar den Einfluß der französischen Romane zeige, möchte ich doch die Möglichkeit eines solchen Einflusses zulassen. Bei aller Verschiedenheit ist auch die Ähnlichkeit groß und auffallend; aber nicht jede Ähnlichkeit spricht wie die oben erwähnten Züge für Entlehnung.

Treffend ist Loths litterarische Bewertung des Kulhwch und der kymrischen Epik überhaupt; dagegen halte ich seine dem Folklore gewidmeten Reflexionen am Schluß des Abschnittes nicht für glücklich. Die Rolle und die wissenschaftliche Stellung des Folklore wird hier sehr unterschätzt, da Loth mit diesem Gebiete wenig vertraut zu sein scheint. Tatsächlich kann man auf dem *océan sans bornes du Folklore* ebenso sicher, wenn nicht sicherer, fahren als in der mittelalterlichen Litteraturgeschichte, wenn man ein gut equipiertes Schiff hat, d. h. wenn man die allgemeinen Prinzipien exakter Wissenschaft kennt und befolgt und die nötige Sachkenntnis besitzt.

V. Morgan Tut.

Dieser Artikel, mit leidenschaftlicher Parteilichkeit geschrieben, bietet für die Wissenschaft nichts von Wert. Auch er ist eine Erweiterung oder neue Redaktion einer früheren Arbeit oder vielmehr eines Abschnittes einer solchen (*Revue Celtique* XIII 496-7). Loths damals aufgestellte Hypothese, in welcher mit französisch *le fé* operiert wurde, dürfte bekannt sein; sie hat mehr Ablehnung (Paton, Edens, Zenker) als Zustimmung (F. Lot) gefunden. Aber nach Loth (*Contributions* S. 56) war sie schon *très près de la vérité.* Die volle Wahrheit bringt nun der neue Artikel. Die neue Erklärung unterscheidet sich von der früheren aber nur darin, daß das Wörtchen *tut* nicht mehr mit *démon*, sondern mit *magicien*

übersetzt wird. Erstere Erklärung stützte sich auf ein bretonisches *tuth*, letztere stützt sich auf ein irisches *tuath* (die Belege, wenn ich sie recht verstehe, scheinen mir aber *tuath* als Femininum zu erweisen); aber in der kymrischen Sprache, auf die es ankommt, wäre das Wort ein *hapax legomenon;* und dieses soll nun gerade der supponierte französische Übersetzer gekannt haben. Ganz abgesehen davon, daß die Erklärung von *tut* nach wie vor unsicher bleibt, ist auch der übrige, wesentlichere Teil von Loths Hypothese, der also nicht neu ist, sehr bedenklich. Loth allerdings ist seiner Sache ganz sicher, und meint, der Wissenschaft einen großen Dienst erwiesen zu haben; er hält es denn auch für nützlich (er schreibt zwar *inutile:* S. 59), *de souligner la grande importance de ce fait* (*fait*, Tatsache, nennt er seine Hypothese). Das Echo aber, das seine neue Hypothese bis jetzt gefunden hat, wird ihm kaum gefallen. Der Keltist Windisch (*Das keltische Britannien* S. 257, 280) lehnt sowohl die erste als auch die zweite Hypothese Loths ab (sie hätten „keine überzeugende Kraft"), obschon er zu denjenigen gehört, die mit Loth an die Priorität der kymrischen Erzählungen gegenüber den französischen glauben. Auch Smirnov (l. c.) wurde nicht überzeugt. Ob es auch Gelehrte gibt, die überzeugt wurden, ist mir nicht bekannt. Ich kann hier meine ablehnende Stellung gegenüber Loths Hypothese nicht weiter begründen, da eine Behandlung des ganzen Morgan-Tut-Problems wohl ein Eintreten in die komplizierte Mabinogionfrage bedingen würde, wozu hier nicht der Ort wäre.

VI. *Le Cornwall et le roman de Tristan.*

Dieses ist der umfangreichste und wichtigste Artikel der Serie. Es fällt angenehm auf, wie viel Mühe sich der Verfasser gegeben hat, seinem Problem bis in alle Einzelheiten nachzugehen (er hat sogar Cornwall bereist, vergl. S. 125) und alles möglichst gut zu dokumentieren. Das reichlich benützte urkundliche Material findet sich großenteils in schwer zugänglichen Werken, die sich leider auch der Kontrolle des Referenten entziehen[10]). Dieser Fleiß ist nicht unbelohnt geblieben: es sind dem Verfasser bemerkenswerte Entdeckungen gelungen. An erster Stelle ist die Erklärung von *Lancïen* zu erwähnen, welche Residenz König Marcs unter dem Namen *Lantien* in Cornwall urkundlich nachzu-

[10]) Die ältesten, echt kornischen Urkunden, die *Manumissions* (Freilassungsurkunden), in einer nach ihrer Herkunft und ihrem Hauptinhalt *The Bodmin Gospels* genannten Hs. überliefert, sind allerdings leicht zugänglich; Wh. Stokes hat sie in der *Revue Celtique* I unter dem Titel *The Manumissions in the Bodmin Gospels* veröffentlicht. Wie kommt es, daß Loth, so oft er diesen Titel erwähnt, unsinniges *on* für *in* setzt (S. 67, 86, 95, 100, 102, auch schon R. C. 18 S. 404)? Weiß er denn nicht, was *on* bedeutet?

weisen ist. Diese Erklärung bildet den Schlüssel zu den übrigen Identifikationen, die aber nicht alle ebenso ansprechend sind und zum Teil viel Voreingenommenheit verraten, da nun mit aller Gewalt alles kornisch sein soll.

Nach Loth wäre die Tristansage zwar in allen britischen Gebieten bekannt gewesen, doch wäre nur die kornische Fassung die Grundlage des französischen Archetypus gewesen, und in Cornwall selbst wäre dieser entstanden[11]). So wird denn geflissentlich der nordbrittisch-piktische und der bretonische Einfluß auf ein Minimum reduziert, zumal da H. Zimmer, Loths *bête noire,* dafür eingetreten war. Nach Loth bekäme man bei der Lektüre der Tristandichtung *nettement l'impression que Celtes, Anglais et Français y ont collaboré, à tel point que son berceau idéal serait un pays trilingue, où celtique, anglais, français, fussent couramment parlés. Ce pays existe: c'est le Cornwall* (S. 65). Ich bestreite die englische „Kollaboration" und halte Loths darauf bezügliche Argumente durchaus nicht für stichhaltig. Ich bestreite daher auch, daß die Heimat der Tristan-Dichtung ein dreisprachiges Gebiet, also Cornwall, gewesen sein muß[12]). Doch will ich hier nicht auf die Frage eintreten.

Ich möchte nun nur noch ein eklatantes Beispiel herausgreifen zur Begründung meines Vorwurfs der leidenschaftlichen Parteilichkeit, den Namen *Graelent.* Was hat dieser mit dem Tristanroman zu tun? Nichts. Loth hat ihn nur herangezogen, um gelegentlich Zimmers Theorie wieder einen Hieb zu versetzen. Er gibt dies ja ausdrücklich zu: *A propos des formes de noms brittoniques apparaissant dans les lais et romans arthuriens, il me semble utile de dire un mot de Graelent qui a grandement servi et n'est pas encore hors d'usage pour étayer la thèse armoricaine de Zimmer & C^ie^. Graelent a donné son nom à un lai célèbre* (S. 102). Loth fühlte, daß dieser Lai eine der starken Positionen von Zimmers Theorie war, und diese Position wollte er erschüttern. Er muß natürlich zugeben, daß dieser Name in der Bretagne vorkam, fährt dann aber fort: *On a conclu que Graelent* [der Lai] *ne pouvait être*

---

[11]) Loth wundert sich (S. 63), daß man bisher nur vom kymrischen oder bretonischen Ursprung der *légendes bretonnes* sprach, als ob Cornwall gar nicht existiert hätte. Ich möchte nur bemerken, daß vor Loth schon Muret besonders auf Cornwall hingewiesen hat (*Rom.* 20 [1891]) (mit Bezug auf Zimmers Abhandlung in den G. G. A.): *Ces noms propres qui ne sauraient être gallois et qui peuvent être bretons, ne pourraient-ils pas être aussi bien corniques, et les romans français ne nous auraient-ils pas conservé des traditions arthuriennes de la Cornouaille? D'autres indices feraient supposer que le Devonshire, où se sont de bonne heurs mêlés des Celtes, des Saxons et des Français a été le centre de propagation des légendes d'Arthur et de Tristan.*

[12]) Auch Smirnow hält englichen Einfluß und Cornwall als Heimat für nicht erwiesen.

que d'origine armoricaine. Or, c'est un nom très connu en Cornwall: on trouve en 1166 Gralan, en 1212 Grealant, à corriger en Graelant; au XIII^e siècle Grazelen. Ce sont deux descendants de Bretons. Die Folgerung daraus zu ziehen, überläßt er den naiven Lesern; sie sollte natürlich lauten: Also ist offenbar die bretonische Herkunft des Lai ganz unsicher; er kann ebenso gut aus Cornwall stammen. Loth wußte aber sehr wohl, daß Zimmer dem *Lai Graelent* nicht bloß deshalb bretonische Herkunft zuschrieb, weil der Name Graelent in der Bretagne zu belegen ist (er kennt ja Zimmers Abhandlungen auswendig). Er wußte aus Zimmer (diese Zs. XIII), daß es im *Lai Graelent* heißt: *L'aventure du chevalier ... Fu par tute Bretaigne oïe; Un lai en firent li Bretun; Graalent Mor l'apela un,* daß *mor* (*muer*) im Bretonischen „groß" bedeutet, daß im Kloster Landévennec in Finistère der Mönch Wrmonoc in seiner vor 884 geschriebenen *Vita S. Pauli Aureliani* u. a. auch den *Gradlonus, quem appellant Magnum* erwähnt, welcher *Britanniae tenebat sceptrum usque ad annum ... Incarnationis octingentesimum octavum decimum,* und ihn auch *moderator Cornubiae* [Herrscher der bretonischen Provinz Cornouaille, eines Teils von Finistère] nannte, daß auch im *Cartulaire de Landévennec* (Hs. des 11. Jahrhunderts) in einer Liste der *comites Cornubiae Gradlon Mur* figuriert, daß dieser Gradlon bis heute als Sagenheld in der Bretagne fortlebt (Villemarqué: *Sous la Ligue on chantait encore le Graalenmor et l'on chante toujours: Ar roué Graalen zô enn Iz bez*); er wußte endlich aus Zimmer, daß nach dem Erec *Graelen muer* (*Graillemers*) Herrscher *de Fineposterne* war, wozu Zimmer den Beleg anführte: *in Britannia ... in Finibus Terrarum* [Finistère] *quod vulgari nomine Fineposterne dicitur,* daß er also über Finistère herrschte. Alles dies wußte Loth, und wußte natürlich auch, daß seine Leser, um sich ein unparteiisches Urteil über die Herkunft des Lai Graelent bilden zu können, dies ebenfalls erfahren sollten und daß sie, wenn sie dies erführen, sich nicht anders als für die bretonische Herkunft entscheiden könnten. Aber gerade weil er dies wußte, diese Folgerung jedoch verhindern wollte, verschwieg er alles, und führte statt dessen Belege des Namens aus Cornwall an, um die Leser irre zu führen. Die Grundbesitzer in Cornwall, die Graelent hießen, waren natürlich, wie Loth ja selbst sagt, eingewanderte Bretonen resp. Nachkommen solcher. Da zahlreiche Bretonen sich in Cornwall ansiedelten, so konnte es nicht ausbleiben, daß seit der normannischen Eroberung (aber nicht früher) alle Namen, die in der Bretagne sehr verbreitet waren, auch in Cornwall anzutreffen sind. Das hier zitierte Beispiel, das nota bene keine andere Interpretation zuläßt, läßt tief in Loths kritische Methode blicken. Da haben „Zimmer & C^ie" doch mit anständigern

Waffen gefochten! Es ist tief bedauerlich, daß ein Gelehrter von Rang sich so erniedrigt. Denn steht etwa das wissentliche und absichtliche Verschweigen oder Vertuschen wichtiger Tatsachen höher als das wissentliche Verdrehen und Fälschen von Tatsachen? Die Wirkung ist ja dieselbe und die Absicht dieselbe: die Täuschung des Lesers. Gaston Paris, auf den sich Loth so oft beruft und für dessen Nachfolger und Vollender er sich hält, lehrte, daß das Ziel der Wissenschaft nur die Erkenntnis der Wahrheit sein solle. Und Loth täuscht die Leser um einer Theorie willen!

Loths Artikel schließt mit einem *panégyrique* auf seine darin enthaltenen Leistungen, woraus ich nur den Satz zitieren will: *Pour la première fois le lieu d'origine d'un roman de la Table Ronde et du plus important de tous, est fixé avec précision.* Wir bezweifeln es sehr.

VII. Fragment d'un poème sur Tristan dans le Livre Noir de Carmarthen.

Ein Fragment einer kymrischen Tristandichtung, und zwar nach Ausweis der Metrik — darf man nicht ein Fragezeichen dazu setzen? — spätestens aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, also vielleicht vor der Komposition französischer Tristanromane! Welch großartige Entdeckung! Sie hat sogar auf W. Golther, der die übrigen kymrischen Tristanzeugnisse mit übertriebener Skepsis als unursprünglich abwies, einen Eindruck gemacht, so daß er in seiner Besprechung von Loths *Contributions (Literaturblatt* 1914 Sp. 117) meint, daß „der Zusammenhang [der Fragmente] mit der Tristansage durch die Namen Dristan und March und die Gestalt eines Zwerges außer Frage steht".

Näher betrachtet, erblaßt die glänzende Erscheinung. Das „Schwarze Buch von Carmarthen" wurde schon 1868 von F. Skene mit einer englischen Übersetzung herausgegeben. Skene, ein keltischer Historiker ersten Ranges, hatte aber nicht, wie Loth meint, selbst die Übersetzungen geliefert, sondern hatte sie anfertigen lassen durch *the most eminent living Welsh scholars,* und zwar diejenige des Schwarzen Buches durch Silvan Evans, den Verfasser des *English and Welsh Dictionary* (vergl. Skene, *Four Ancient Books of Wales* I S. 17). Loths Übersetzung ist jedenfalls die bessere. Immerhin scheint es mir interessant zu sein, die beiden Übersetzungen zu vergleichen; denn ich glaube, daß, was nicht besonders intensive philologische Kenntnisse erfordert, ein Gelehrter wie Evans auch richtig übersetzen konnte. Was in den beiden Übersetzungen abweicht, scheint mir zumeist unsicher zu sein[13]),

[13]) Da Skenes Werk wohl den meisten Lesern nicht zur Verfügung steht, halte ich eine Wiedergabe der Übersetzung für nützlich (Skene *F. A. B.* I S. 325-6):

und leider sind Abweichungen fast überall zu konstatieren. Wer Evans' Übersetzung las, konnte rein nichts finden, das auch nur im Geringsten an die Tristandichtung erinnerte. Was in Loths Übersetzung angeblich auf die Tristansage Bezug hat, ergab sich durch eine veränderte Übersetzung und Interpretation des Textes. Skene[14]) bekannte offen, daß ihm der Inhalt des Gedichtes unverständlich sei. Mir ist er auch in Loths Übersetzung unverständlich.

Das Gedicht besteht nach Loth aus zwei Fragmenten, einem von 3 Strophen mit 16 (6 + 6 + 4) Versen und einem von einer Strophe mit 6 kürzeren Versen. Der Name des Helden soll im ersten Vers des zweiten Fragments vorkommen, welcher lautet: *Fechid Diristan othiwod.* Evans übersetzte: *Mechydd*[15]) *is sad on account of thy coming,* Loth dagegen: *Drystan gronde de fureur à la pensée de ta venue*; für ihn ist *fechid* ein (sonst nicht sicher bezeugtes) Verbum, das *gronder* bedeuten soll (S. 119). Der Vers hat eine Silbe zu viel, was die Konjektur Dristan nahelegt. Loths Interpretation ist hier einleuchtender als die von Evans, aber dennoch nicht sicher. Nach dem unklaren zweiten Vers, welcher bedeuten soll: *il ne te recevra pas dans . . . .*, folgt als dritter Vers: *O'm parth guertheiss(e) March irod,* welchen Loth übersetzt: *Pour moi, de mon côté, j'ai vendu March,* während Evans übersetzte: *I sold a horse for thee.* March war bekanntlich auch Appellativ (Pferd) und mochte in dieser Bedeutung natürlich sehr häufig in Barden-

---

I. *Though I love the strand, I hate the sea.*
How the wave covered the stone of Camwr!
The brave, the magnanimous, the amiable, the generous and the energetic,
Are as stepping-stones to the bards of the world, and an advantageous shelter.
The fame of Heilyn proved a benefit to the solicitous.
To the day of judgment may his celebrity remain!

II. *Though I love the strand, I hate the wave.*
The wave has done violence, dismal the blow to the breast.
He will complain as long as he believes on its account.
It is a cheerful work to bathe on my bosom.
Though it (the water) fills the cavity, it does not disturb the heart.
And in the direction of Cyhaig did the wave arise.

III. *Sorvy we are for his concerns.*
When Pebrwr from afar hastened to his death.
The brave and courageous multitude will affect us both;
As the water bearing the leaves shows it thee.

IV. *Mechydd is sad on account of thy coming.*
I will not receive thee to my receptacle.
From my part I sold a horse for thee.
Cyhaig will revenge for the delay of his enjoyment,
And for the sweet strains.
O dwarf! for thy anger to me there have been enemies.

[14]) oder Evans; ich kann dies zurzeit nicht kontrollieren.

[15]) Es sollte *Mechid,* Sohn des *Llywarch Hen* sein, der im vorausgehenden Gedichte in der Form *Mechit* vorkommt; *m* und *f* wechselten satzphonetisch.

gedichten vorkommen[16]). Ohne Evans' Übersetzung als sehr einleuchtend hinstellen zu wollen, finde ich doch auch diejenige Loths sehr seltsam. Hat jemand in der Tristandichtung March „verkauft"? Nach Loth muß *vendu* im Sinn von *trahi* genommen werden. Wenn man den Text oder die natürliche Interpretation ändert und dem, was man haben will, anpaßt, so kann man schließlich Übereinstimmungen erzwingen; aber diese scheinen mir unter solchen Umständen nicht viel wert zu sein. Es muß also einstweilen doch zweifelhaft sein, ob König March in dem Fragment genannt ist.

Ein einziger Eigenname ist in dem Gedicht absolut gesichert, nämlich *Kyheic;* er begegnet einmal im ersten und einmal im zweiten Fragment[17]). Gerade dieser Name ist uns aber aus der Tristandichtung sonst nicht bekannt. Loth allerdings identifiziert ihn mit Eilharts *Kehenis*[18]). Aber da diese angebliche Identität unsicher, sogar höchst unwahrscheinlich ist[19]), so kann sie nicht ihrerseits als Argument dafür, daß hier eine Person der Tristandichtung vorliegt, dienen.

Nun sollte man meinen, müßte doch der Inhalt der Fragmente die Frage, ob hier eine Tristandichtung vorliegt, aufklären. Das tut er aber nicht. Ein unbefangener Leser kann keine Ähnlichkeit mit unserer echten Tristanüberlieferung finden, oder wenigtens nicht mehr als mit irgend einer anderen umfangreichen Erzählung. Loths Interpretation ist, wie er einmal selbst sagt, *des plus hasardeuses* (S. 120). Er hat die Tristansage in die Fragmente hineingelesen, und wo es garnicht stimmen wollte, da wird einfach für die ältere Vorstufe ein anderer Zusammenhang vorausgesetzt. Zudem wirft Loth alle Ereignisse und Personen durcheinander.

Die in beiden Fragmenten gesprochenen Worte sollen

---

16) Ich kann das Facsimile der Hs. nicht benutzen; man sollte ermitteln, ob *march* wirklich mit einer Majuskel geschrieben ist. Allerdings wurden in mittelalterlichen Manuskripten auch Eigennamen sehr häufig klein geschrieben; anderseits wurde gerade bei *m* die Majuskel auch häufig verwendet, wo es sich nicht um Eigennamen handelt.

17) Der Name ist auch urkundlich belegt im *Liber Landavensis (Coheic, Ceheic)* (Loth S. 121).

18) Es ist dies das einzige Mal, daß er Eilhart, den *imitateur* Berols, benutzt (natürlich nur nach Bédiers Angaben).

19) Ein Kopist mochte auf dem zweiten *e* von *Keheic* eine vermeintliche Abbreviatur von *n* sehen (*Kehẽic*) und daher *Kehenic* lesen können, meint Loth (S. 121). Ich bezweifle dies; denn in den zahlreichen altfranzösischen Hss., die ich gelesen habe, kam nie eine Abbreviatur für intervokalisches *n* vor, sondern nur für vorkonsonantisches oder finales *n*; dagegen wurde jene Art Abbreviatur in den Inkunabeln beliebt. Vor allem aber steht Eilharts Form *Kehenis* allein; während die übrigen Redaktionen übereinstimmen: *Caadin* in der Berner *Folie* (die Berol nahesteht), *Kahedin-Kehedin* im Prosa-Berol (Hs. B. N. 103) und in der Vulgata-Prosa, *Kaherdin* bei Thomas. Der französische Archetypus muß *Kahe(r)dins* gehabt haben; daraus entstand *Kehenis* durch Entstellung.

nach Loth der Brangain in den Mund gelegt worden sein. Nichts spricht dafür; nur lassen sie sich ebenso wenig oder noch weniger als von einer anderen *persona dramatis* gesprochen denken. Im zweiten Fragment heißt es (also angeblich Brangains Worte): *je voulais me venger de Kyheic à cause de ses paroles si douces. Hélas, nain, que ta colère m'a été funeste!* Nun meint Loth, der hier erwähnte Zwerg müsse dem Zwerg entsprechen, der nach dem französischen Tristanroman (letzter Teil) ein Schloßherr in Kleinbritannien war (Eilhart: *Nampetenis = nain Bedenis;* Prosa-Berol [d. h. die von der Vulgata-Prosa abweichenden Teile der Hs. B. N. 103[20])]: *Bedalis*, Thomas: *Tristan le Nain*) und mit dessen Frau *Kehenis* (der also dem *Kyheic* entspräche, vergl. oben) ein Verhältnis hatte. Bei einem Stelldichein, an welchem auch Tristan als Freund des Kehenis teilnahm, wurde letzterer von dem Zwerg getötet, während Tristan verwundet wurde. So nach Eilhart. Hier hätten wir zwar einen zornigen Zwerg, aber unter ganz anderen Verhältnissen. Aus dem kymrischen Text geht nicht hervor, was für Beziehungen der Zwerg zu Kyheic (Kehenis) hatte, ja ob er überhaupt Beziehungen zu ihm hatte. Es ist auch nur Eilharts Redaktion, die Kehenis in Beziehungen zu jenem Zwerg bringt. Nach dem Prosa-Berol ist nämlich nicht Kahedin (der Eilharts Kehenis entspricht) der Liebhaber der Gattin des Bedalis (= Zwerg), sondern sein Bruder Runalen (Löseth *Tristan* § 535 a). Bei Thomas hat der entsprechende Vorfall einen total verschiedenen Inhalt: Tristan hilft hier dem Zwerg, und der Zwerg findet seinen Tod; Kaherdin aber (der Eilharts Kehenis entspricht) ist an der Episode garnicht beteiligt. Die Eilhartversion steht also allein mit Kehenis als *amant* der Frau des Zwerges, und ihre Autorität ist daher hier zweifelhaft. Anderseits sagt uns die französische Tristandichtung nirgends, was Brangain (die nach Loth jene Worte gesprochen haben soll) jener ganze Vorfall anging; sie ist daran garnicht beteiligt (ja nach Eilharts Version [v. 7262 f.] war sie schon vor jenem Vorfall gestorben). Da baut nun Loths Phantasie die Brücke. Er fußt darauf, daß im französischen Roman Brangain früher (!) Beziehungen zu Kehenis hatte. Diese Beziehungen existieren aber nur in der Thomasredaktion (wovon Loth natürlich nichts sagt), wo jenem Vorfall etwas ganz anderes entspricht (vergl. oben), nicht bei Eilhart und in der Prosa. Loth kombiniert also die Redaktionen; den Namen Kehenis und den Inhalt der Zwergepisode entnimmt er Eilhart; die frühern Beziehungen zwischen Brangain und Kehenis (resp. Kaherdin) muß aber die Thomasredaktion liefern. *A priori* läßt sich gegen diese

[20]) Vgl. Bédier in *Romania* XV und Muret in der Ausgabe des Berol S. LXXV ff.

Kombination nichts einwenden, wohl aber *a posteriori*. Loth fällt es nicht ein, die Ursprünglichkeit der von ihm herausgegriffenen Züge zu erweisen. Wir haben aber einerseits oben gesehen, daß Eilharts Kehenis (angeblich = *Keheic)* nicht die ursprüngliche französische Namensform sein kann, und die Ursprünglichkeit der Beziehungen des Trägers dieses Namens zum Zwerg (Liebhaber von dessen Frau) zweifelhaft ist (nur von Eilhart bezeugt im Widerspruch zu Prosa-Berol und Thomas, die allerdings positiv auch nicht miteinander übereinstimmen); anderseits hat mit Bezug auf die früheren Beziehungen zwischen Kaherdin resp. Kehenis und Brangain Bédier nachgewiesen, daß hier die Thomasredaktion ursprünglich ist und durch Entstellung aus der Fassung der Eilhartredaktion entstanden sein muß (Tristan II S. 270ff.) (was Loth jedenfalls auch wußte, da er doch sein Wissen über Eilhart nur aus Bédier schöpfte). Nur bei Thomas bestand ein (früheres) Liebesverhältnis zwischen Brangain und Kaherdin, wobei allerdings Brangains Gleichgültigkeit auffällt: Brangain betrügt erst zwei Nächte lang den Kaherdin mit dem magischen Kissen, das ihn einschläferte und ihre Jungfernschaft beschützte, und gibt sich (nur auf Iseuts Bitten) dem Liebhaber in der dritten Nacht hin. Bei Eilhart dagegen fordert Iseut ihre Zofe, aber nicht Brangain, sondern Gymele (= Camille bei Prosa-Berol, wo aber diese Episode uns nicht überliefert ist[21]), auf, dem liebebedürftigen Kehenis eine Nacht Gesellschaft zu leisten, und gibt ihr ein magisches Kissen zur Sicherung ihrer Jungfernschaft. Das Charakteristikum dieser Liebschaft sowohl bei Eilhart wie bei Thomas ist die Kälte der Jungfrau, die sich also kaum über eine spätere Liebschaft des Kehenis so aufgeregt hätte, daß sie an ihm hätte tödliche Rache nehmen wollen. Das ist es aber, was sie nach Loths Phantasie ursprünglich getan hätte: *Elle aura appris les amours de Kyheic [Kehenis] avec la femme du nain, ce qui explique à la fois la colère du nain et son propre désir de vengeance. Elle aura aidé le nain dans ses projets, et peut-être amené ainsi la mort de Kyheic* [welchen Tod sie dennoch als *funeste* empfunden haben soll!] (S. 121-2), *ce qui explique aussi la haine de Tristan* (was für ein Haß ist gemeint?). Wenn man den französischen Text auf diese Weise mit ungebundener Phantasie umgestaltet und ergänzt, und dabei aus den verschiedenen Fassungen kritiklos das Zusagende herausgreift, so kann man schließlich eine gewisse, wenn auch immer noch schwache, Übereinstimmung herauspressen. Aber das ist doch keine wissenschaftliche Methode[22]).

[21]) Allerdings läßt Iseut dem Kehenis die Wahl zwischen Brangain und Gymele; Kehenis aber wählt die letztere.

[22]) *Ces scènes* [die Zwergepisode], sagt Loth zum Schluß (S. 122), *suivant toute vraisemblance, se passaient* [ursprünglich!] *non en Armorique,*

Auch wenn Brangain sagen soll: *J'ai vendu (trahi?) March pour toi* [die angeredete Person ist der Zwerg], so kann man in der französischen Tristandichtung nichts Entsprechendes finden. Wenn man die Brautunterschiebung als „Verrat"

---

mais en Cornwall. Loth fühlte jedenfalls, daß gerade die Kehenis-Bedenis-Episoden, deren Reflex Loth in den kymrischen Fragmenten erkennen will, *a priori* am ehesten als bretonische Zutaten angesehen werden dürften, die bei Ausschluß französischer Vermittlung, in einer kymrischen Fassung sich seltsam ausnehmen würden. Kehenis-Kahe(r)din ist der Bruder der bretonischen Iseut, der Sohn des *Hoel* [so im Prosaroman; Eilhart: *Havelin*, wahrscheinlich *Houelin*, Diminutiv von *Ho(u)el*], des Königs von *Petite Bretagne*. *Hoel-Houel* ist ein bekannter bretonischer Name, den zahlreiche bretonische Dynasten und Söhne von solchen führten (vgl. z. B. im Register der Ausgabe des *Cartulaire de Quimperlé: Hoel, Houel, Huel, comes, consul Cornubiae et comes, consul, dux, princeps Britanniae*). Loth zitiert in seinem 6. Artikel (S. 99) *Hoel* unter den Namen, welche *sont aussi corniques que bretons;* es gab in Cornwall Grundbesitzer dieses Namens (Nachkommen eingewanderter Bretonen); nach seinem oben bloßgelegten Tendenz-System sagt er aber nichts davon, daß in der Bretagne *Hoel* als dynastischer Name vorkommt, wohl wissend, daß das es ist, worauf es ankommt. Die Residenz des Königs ist *Karahes*, d. h. die Stadt Carhaix in der bretonischen Provinz Cornouaille (Finistère). Tristan unterstützt den König in seinem Krieg gegen den Grafen *Riole von Nantis* (so bei Eilhart; Gottfried, der hier Eilhart benutzt zu haben scheint; vgl. Bédier I S. 260, hat merkwürdigerweise *Rigolin von Nante*) resp. den Grafen *Urnoy de Nantes* (Prosa-Berol; anfangs *Agripes*, fiktiver Name: römisch *Agrippa*; Quellenmischung?) *Riol* (> deutsch *Riole*) wird, trotz Gottfrieds *Rigolin*, kaum aus bretonisch *Riwalt* (* *Riwal ist* nicht belegt) oder *Riwilin* abgeleitet werden dürfen (G. Schoepperle, die in ihrer Analyse von Eilharts Tristan die etwas unangenehme Gewohnheit hatte, die Eigennamen zu modernisieren oder sonst zu ändern, schrieb zwar immer *Rivalin of Nantes*, welche Form nirgends existiert und als Ersatz für *Riole* rein willkürlich ist), eher schon aus bretonisch *Rioc-Rio* (häufig im *Cartulaire de Redon*) (durch falsche Rückbildung aus dem Nominativ *Rios?*) Am nächsten liegend ist offenbar der französische (fränkische) Name *Rio(u)l* (über dessen Etymologie vgl. Kalbow, *Die germ. Personennamen des altfrz. Heldenepos*, Halle 1913 S. 41). Belegt ist *Riol* auch in den kornischen *Manumissions* (R. C. I); doch ist ein kornischer Name unpassend für einen Grafen von Nantes. Vielleicht gab es auch einen bretonischen Namen *Riol*, der zufällig nicht zu belegen ist. *Urnoy* ist sicher graphisch entstellt aus *Uruoy* (zu lesen *Urvoy*) (vgl. auch Loth S. 111). Es ist eiu sehr häufiger bretonischer (und, wie es scheint, ausschließlich bretonischer) Name. Die älteste Form lautet *Urmoet;* jüngere Formen sind *Uruodius, Urvoidus, Uruuoit, Urvoez*, heute *Urvoy* (*fort commun*, sagt Loth in seiner *Chrestomathie bretonne* S. 170, 236; $m > v$ ist regelmäßige Entwicklung im Bretonischen); man findet auch *Urvoi* in Urkunden von 1189, 1217, 1222, *Urvoius* 1237, *Urvoy* 1452 (*Cartulaire de Beauport* in *Revue Celtique* VII). Der Name ist graphisch entstellt zu *Irvoins* in einer Urkunde von Dol aus dem 12. Jahrhundert (nach Loth, *Les langues romane et bretonne en Armorique* in *R. C.* 1909 S. 15.) Was ist nun ursprünglicher, *Riol* oder *Urvoi?* Es könnten beide Namen ursprünglich sein, da ja die Feinde des Königs mehr als einen Anführer gehabt haben mochten (Gottfried nennt ja auch mehrere mit Namen). Da die beiden Namen aber einander etwas ähnlich sind, denkt man an Verwechslnng und Namensubstitution. Der erstgenannte *Urvoi* des *Cartulaire de Beauport* z. B. ist *filius Riou* (jüngere Form für *Rio, Rioc*). So mochten Vater und Sohn verwechselt werden. Jener *Urvoi* ist übrigens identisch mit *Herveus filius Riou* im selben Cartulaire. *Herveus*

Brangains gegenüber Marc bezeichnen wollte, so könnte man doch nie sagen, daß sie es für einen der Zwerge tat: Sie tat es für Iseut.

Im ersten Fragment soll Brangain, die hier ihre Rede an

---

ist aber ein anderer Name als *Urvoi* (Substitution). Der Graf von Nantes hatte ursprünglich jedenfalls eher einen bretonischen als einen fränkischen Namen. Daher halte ich *Riol* für weniger ursprünglich als *Urvoi*. wenn jener Name fränkisch ist. Ein ziemlich bekannter *Riol* war Vizegraf des *Cotentin* und wurde von Rollos Sohn, dem Normannenherzog Wilhelm Langschwert (erste Hälfte des 10. Jahrhunderts), seiner Herrschaft beraubt (Bis dahin hatte das Cotentin [der *pagus Constantinus*] zur Bretagne gehört [vgl. Loth *R. C.* XIII 490]). Von ihm heißt es z. B. im *Roman de Rou* I v. 1373 ff.: *Riulf* [oder *Riuls? f* konnte auch im Obliquus abgeworfen werden] *fu uns Normanz, ki mult se fist duter ... Quens fu de Cotentin entre Vire e la mer.* In einer *Chronique de Normandie* in Prosa heißt es: *En cel tans vint Rious, li quens dou Mans, et alia a soy mout des barons au duc et firent conjuration contre le duc* usw. (Andersens Ausgabe des *Roman de Rou* II S. 622). Nach Andersen (l. c.) wird Riol auch in den andern Chroniken *li quens dou Mans* genannt, so z. B. in der von F. Michel in *Histoire des ducs de Normandie*, Paris 1840, herausgegebenen, die ich benutzen konnte (S. 18, 20): *Riols del Mans, vicomte du Cotentin.* Dieser Riols scheint sogar in Sage und Lied fortgelebt zu haben; denn Wace (oder ein Jongleur als Interpolator: so nach Andersen l. c. II S. 621) bezeugt: *A juglëurs oï en m'effance chanter Que Willeame jadis fist Osmunt essorber E al cunte Riulf les dous oilz crever* (— 1): ... *Ne sai nient de ceo, n'en puis nient truver, Quant ieo n'en ai garant, n'en voil nient cunter* (*Rou* I v. 1361 ff.; mir scheint dies echter Wace zu sein; derselbe nüchterne Skeptizismus wie im *Brecheliant*-Passus). *Del Mans* mochte mit *de Nantes* verwechselt worden sein und *Rious* mit *Uruois;* dazu kommt, daß nach der Darstellung der normannischen Chroniken Graf Riulf gegenüber dem Normannenherzog ebenso ein Verschwörer und Empörer war (vgl. das obige Zitat) wie der Graf von Nantes im Roman gegenüber dem Bretonenkönig.

Von Kleinbritannien aus begab sich Kehenis mit Tristan an Marcs Hof, wo er das „Liebes"-Abenteuer mit Camille resp. Brangain erlebte. Die Bedenis-Episode spielt in Kleinbritannien selbst. Der Zwerg Bedenis wohnte nach Eilhart *von Karahes nicht verre.* In Bedenis möchte ich den bretonischen Namen *Budinit-Budinet* (*Budinnet*) erkennen, den im *Cartulaire de Redon* drei Personen haben (in Urkunden des 9. Jahrhunderts): *u* wäre graphisch oder durch Angleichung an die folgende Silbe zu *e* geworden (vgl. oben *Urvois* > *Irvoins*); keltisch *ĭ* > französisch *e* (in schwächstbetonter Silbe) dürfte normal sein. Allerdings muß man bei dieser Etymologie vermutlich annehmen, daß Eilharts Quelle bereits den Übergang *z* > *s* kannte; doch ist dies statthaft; denn Eilharts Quelle muß ohnedies als pikardisch angesehen werden, und im Pikardischen ist jener Übergang früh eingetreten. Der Bruder des Kehedin, also auch Sohn Hoels, *Ruvalen* (Prosa-Berol), hat auch einen bretonischen Namen, der sich, sei es lautlich, sei es graphisch aus *Riwalen* entwickelt hat (vergl. auch Loth S. 98 n. 3, 100 n. 1). *Cadio* (*Cadiot*), der nach Prosa-Berol den Vermittler zwischen der ehebrecherischen Frau und ihrem Liebhaber Kehedin spielt (Löseth § 535 a, 540 a), hat einen rein bretonischen Namen (der natürlich wie jeder andere seit der Ansiedlung von Bretonen in Cornwall vielleicht auch hier gefunden werden mag, einstweilen aber noch nicht belegt ist). Ein *Cadioc* (dazu *Cadio* als jüngere Form; *Cadiot* durch graphischen Wechsel von *c* und *t*) war Bischof von Vannes zirka 1235-1254 (nach F. Lot, *Rom.* 28 S. 330 und *Cart. de Quimperlé*). Ein *Cadioc* figuriert im *Cartulaire de Quimper* (1236) (nach Loth *Chrestomathie* S. 195), mehrere *Cadiou* erscheinen in Urkunden des 11.-13. Jahrhunderts im *Cart. de Quimperlé.*

Kyheic zu richten scheint, sagen: *Nous avons été tous les deux de vaillants collaborateurs là où l'eau entraîne les feuilles* (str. 3). Dies wäre nach Loth *une claire allusion au fameux épisode . . . des copeaux.* Daß ein Fluß Laub mit sich führt, ist etwas gewöhnliches, daß ein Fluß mit Wortzeichen beschriebene

---

Speziell möchte ich einer Schenkungsurkunde des *Hoel Britannorum consul* vom Jahr 1069 (S. 188-9) Erwähnung tun, in welcher *Cadiou citharista* figuriert. Diese Urkunde veranlaßte Zimmer in *„Die keltischen Litteraturen"* S. 55 (*Kultur der Gegenwart*) zu schreiben: „Wir wissen ferner, daß der aus der Niederbretagne stammende Bretonenherzog Hoel (1066-1084) an seinem Hof in den Erblanden in Quimper einen *citharista* mit dem bretonischen Namen *Cadiou* hatte, und wenn er in Nantes weilte, einen *joculator* Namens *Pontellus:* er hatte also je nach seinem Aufenthalt im bretonischen oder französischen Sprachgebiet einen Barden in bretonischer oder romanischer Zunge. Jongleurs wurden gerne als Vermittler und Boten in Liebessachen verwendet. Sollte etwa Berol an Cadio, den *citharista* und seinen Herrn Hoel gedacht haben? War dieser Cadio berühmt, etwa ein bretonischer *Bledri?* Der Name *Cadiou* kommt auch heute noch in der Bretagne vor, z. B. in einem Märchen, betitelt *Cadiou le tailleur* (*Rev. des trad. pop.* 1887). Am Schluß der Bedalis-Episode berichtet Prosa-Berol (Löseth § 541 a), daß Bedalis und seine Leute aus Furcht vor Tristans Rache sich nach der Insel *Caussie* (die normannische Insel dieses Namens, Chausey, gegenüber dem Cotentin) begaben, wo sie *ulages* (d. h. Piraten = Wikinger, nordisch *utlagar* = *outlaws*) wurden; sie werden durch eine Flotte der Kaufleute des Cotentin usw. vernichtet. Das sind offenbar Reminiszenzen an die Wikingerzeit, die sich in einer Lokalsage des Cotentin erhalten haben werden. Berol wird diesen Schluß der Bedalis-Episode unter Benutzung dieser Lokalsage eingeführt haben. Und dies scheint mir Murets Ansicht zu bestätigen, daß Berol aus der Normandie stammt, die sich auf die Verse stützte (v. 2383-5): *Tel saut feïstes qu'il n'a home De Costentin entresqu'a Rome, Se il le vit, n'en ait hisdor* (Muret S. LXIII). Loth (S. 85) hält diese Folgerung für falsch. Nach seiner Ansicht handelt es sich um ein kornisches *Costentin. Comparer un pays à une ville a déjà quelque chose d'anormal. Coordonner,* nicht *comparer* sollte er sagen. Aber dann stimmt es nicht. Man sagt ja auch heute: *Paris-Lyon-Méditerranée,* vom Cap bis Kairo u. dergl. Im Mittelalter waren solche Koordinationen ganz gewöhnlich; z. B. *le plus hardi home Qui soit d'Illande jusqu'a Rome* (Trubert 1961-2); *De Constantinoble au Bretaingne* (Cligés 4325); *En Engleterre, en France n'en Constantinoble* (Hunbaut v. 94 f.); *Des Chiereborc* (= Cherbourg, welches auch zum Cotentin gehört) *dusqu'en Rossie* (Rußland) (Partonopeus v. 498); *De Bretaigne dusqu'a Rohes* (Gaucher: Waitz, Fortsetzungen von Chrétiens Perceval S. 47) (Wisse & Colin, Parzifal 45/42 = Potvin v. 12457); *Entre Bretaingne et Romme* (Escanor v. 547). Mittelalterliche Dichter liebten es, Heimatliches in ihre Dichtungen einzuflechten (vgl. z. B. Wolframs Parzival 230/13 bei der Beschreibung der Gralburg: *so groziu fiwer sit noch e sach niemen hie ze Wildenborc*). Allerdings mag es uns sonderbar vorkommen, daß der als in Cornwall lebend gedachte Einsiedler Ogrin sich so ausdrückt, wie wenn er der im Cotentin lebende Berol gewesen wäre. Aber bei mittelalterlichen Dichtern, zumal solchen vom Range der Spielleute kann man oft beobachten, daß sie in der direkten Rede ihrer *personae dramatis* vergessen, daß nicht mehr ihr eigener Standpunkt, sondern der der Sprechenden maßgebend sein sollte. Ähnlicher Art ist auch der Schwur des Königs Marc (in direkter Rede) *Par Saint Andrê, que l'en vet querre Outre la mer, jusqu'en Escoce* (Berol 3136-7), woraus Muret auch die kontinentale Heimat des Autors erschloß, während Loth (S. 75) diese Folgerung abweist. Er sagt, man sei von Cornwall wahrscheinlich auf dem Seeweg nach Schottland gereist. Ich

Späne mit sich führt, etwas ungewöhnliches. Warum hat denn aber der Dichter von Laub (worauf keine Wortzeichen geschrieben werden konnten) gesprochen und nicht von Spänen? Mir scheint es also, daß hier keine Anspielung auf jene Tristanepisode vorliegen kann. Zudem hat in dem betreffenden Teil der Tristandichtung Kehenis (angeblich = Kyheic) noch keine Rolle (er tritt erst im Schlußteil auf) und konnte keine haben, wenn nicht die Handlung von Grund aus umgestaltet wurde; Brangain und Kehenis können also damals nicht *collaborateurs* gewesen sein. Loth scheint dann die beiden Zwerge der Tristandichtung, den verräterischen Zwerg an Marcs Hof (Melot heißt er bei Thomas) und den Zwerg Bedenis, Schloßherrn in der Bretagne, für ursprünglich identisch zu halten und anzunehmen, daß ursprünglich *le rôle de nain a été tout autre qu celui du nain de nos poèmes français.* So wird da weiter phantasiert in einer Weise, die für klar denkende Leser gar kein Interesse hat.

Tatsache ist, daß auch nicht ein einziger den Inhalt betreffender Zug zu finden ist, bei welchem man mit Sicherheit oder auch nur mit etwelcher Wahrscheinlichkeit eine Beziehung zwischen dem kymrischen Gedicht und dem französischen Roman erkennen kann[23]). Und wie zahlreich wären doch die Gelegenheiten zu greifbaren Anspielungen gewesen! Eine einzige k l a r e Anspielung auf Tristans Kampf mit dem Drachen, auf den Liebestrank, auf die Brautunterschiebung, auf König Marc auf dem Baume sitzend, auf den Bettsprung, auf die beschriebenen Späne, auf das trennende Schwert, auf Tristans Verkleidungen, auf den gemeinsamen Liebestod etc. hätte als charakteristisch die nötige Beweiskraft gehabt. Aber im ganzen Gedicht ist nichts Greifbares zu entdecken. Trotz dem vielleicht relativ sicheren Namen *D(i)ristan* können wir

---

glaube trotzdem nicht, daß man in Großbritannien irgend ein Gebiet derselben Insel als *outre mer* bezeichnete. Aus Loths Heimat, der Bretagne, wird man wohl für eine Reise nach Bordeaux auch meistens den Seeweg benutzen, und doch kaum von Bordeaux als *outre mer* sprechen. Der Satz mit *que* war gewissermaßen eine Mitteilung des Autors innerhalb der Rede Marcs. Übrigens sind sowohl der *outre-mer-* wie auch der Cotentin-Passus offenbar nur Füllsel, die nicht in dieser Form auf das *poème primitif* oder auf die keltische Vorstufe zurückgehen können.

[23]) Ich möchte bemerken (obschon Loths Artikel zu dieser Bemerkung keinen Anlaß gibt), daß z. B. auch kein Grund vorliegt, in dem vermutlich auf Diristan zu beziehenden Satz: *jusqu'au jour du jugement durera sa folie* (Str. 1) an Tristans Wahnsinn zu denken. Nicht nur dauerte ja Tristans Wahnsinn nicht bis zum jüngsten Gericht; nicht nur war er überhaupt nur simuliert (außer in dem hier ganz unursprünglichen Prosaroman, Löseth § 80, 101, wo eine Nachahmung von Lancelots Wahnsinn vorliegt), sondern *folie* ist auch eine ganz unsichere Übersetzung des kymrischen *ertiwul* (vgl. Loth selbst S. 117; Evans übersetzte *celebrity*). Für Loth *l'„emprunt funeste", dont les effets se prolongeront „jusqu'au jour du jugement", semble être le „philtre d'amour"* (p. 122), eine Vermutung, die sich auf nichts Positives gründen kann.

nicht sagen, daß die Fragmente irgendwelche Beziehung zu der bekannten Tristandichtung haben, und infolgedessen sind sie einstweilen litteraturgeschichtlich wertlos, und die Wahrscheinlichkeit ist leider sehr groß, daß sie es bleiben werden.

Loth teilt uns mit, daß er schon G. Paris' Aufmerksamkeit auf das kymrische Gedicht gelenkt und die Gründe, die ihn zu seiner Hypothese veranlaßten, erwähnt habe; G. Paris habe ihn ermutigt, das Gedicht genauer zu studieren. Aber wenn G. Paris seiner Ansicht beigepflichtet hätte, so hätte Loth es sicher nicht unterlassen, dies mitzuteilen. G. Paris war ein zu klarer Kopf, um sich durch solche Phantasien blenden zu lassen. Windisch sagt merkwürdigerweise kein Wort über die Fragmente, trotzdem die Gelegenheit dazu sich ihm aufdrängte (speziell im Nachtrag, wo er die ganz junge kymrische *Ystoria Trystan* bespricht). Sein Schweigen ist bezeichnend, aber nicht in einem für Loth günstigen Sinn: Loth aber behandelt in einer späteren *Contribution (R. C.* 1913 S. 384) seine Hypothese einfach als erwiesene Tatsache, trotzdem er sie selbst als des *plus hasardeuses* (S. 120) bezeichnet hatte.

Ich bestreite keineswegs die Existenz einer kymrischen Tristansage, ja eines kymrischen Tristanromans, und ich lasse auch die Drystan-Triaden als echt kymrische Tristanzeugnisse gelten; aber die Fragmente von Carmarthen kann ich einstweilen nicht als zur Tristanlitteratur gehörig ansehen.

E. Brugger.

Die in Deutschland erschienenen franz. Synonymiken und ihre Verwendung in der Schule und auf der Universität.

Aus der Erkenntnis heraus, daß der die franz. Sprache studierende Deutsche aus den franz. Synonymiken eines Girard, Laveaux, Lafaye, Guizot, Roubaud, Sardou, Beauzée, Noter, Sommer, Littré (in seinem *Dictionnaire de la langue française)* verhältnismäßig wenig lernen kann, haben sich, besonders seit den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts, verschiedene deutsche Schulmänner mit mehr oder weniger Geschick der mühevollen Aufgabe unterzogen, französische Synonymiken für Deutsche zu verfassen. Ihre Aufgabe mußte darin bestehen, einerseits aus den von Franzosen geschriebenen synonymischen Wörterbüchern das für den Ausländer Unwichtige zu beseitigen und andererseits für ihn Wichtiges hinzuzufügen. Unwichtig mußte den deutschen Verfassern die Zusammenstellung solcher Wörter in franz. Synonymiken erscheinen, deren Entsprechungen im Deutschen, wenngleich in beiden Sprachen eine gewisse Beziehung in der Bedeutung vorhanden ist, sich doch so scharf voneinander abheben, daß der über den nötigen franz. Wortschatz verfügende Deutsche beim Übersetzen ins Französische keinen

Augenblick im Zweifel sein kann, welches franz. Wort er zu wählen hat. So können, um einige Beispiele aus Sardou anzuführen, folgende Zusammenstellungen in einer für Deutsche berechneten franz. Synonymik ganz oder teilweise unterbleiben: *faim, appétit; beau, joli; considérable, grand; étudier, apprendre, s'instruire; escalier, degré, marche; cœur, courage, valeur, bravoure, intrépidité; couler, rouler, glisser; espérer, attendre; constance, fidélité; conte, roman, fable; contre, malgré; encore, aussi; augmenter, agrandir, ajouter; incertitude, doute, irrésolution; aise, content, ravi; choisir, préférer; maison, habitation, séjour, demeure; amusement, divertissement, récréation; assemblée, compagnie, société; avertissement, avis, conseil; beaucoup, plusieurs; blanc, blanchâtre.* Unbedingt notwendig in einer franz. Synonymik für Deutsche war hingegen die Aufführung der zahlreichen Fälle, in denen sich mehrere franz. Wörter in die Wiedergabe der einzelnen Bedeutungen eines einzigen deutschen Wortes teilen. Hier rücken die franz. Entsprechungen für das deutsche Empfinden öfters in ein näheres Verhältnis, als der Franzose es ihnen zuspricht. Es können so, vom deutschen Standpunkt aus betrachtet, wirkliche Synonyma oder sogenannte Stümpersynonyma, die nur dem Anfänger synonym erscheinen, entstehen. Der Übergang zwischen beiden Gruppen ist fließend. Aus der Zahl der vielen Stümpersynonyma werden in einer guten Synonymik natürlich nur solche aufzuführen sein, deren Auseinanderhaltung erfahrungsgemäß dem Lernenden Schwierigkeiten bereitet. So begegnen uns in franz. Synonymiken, die von Deutschen geschrieben sind, u. a. folgende Zusammenstellungen: *allumer, incendier* = anzünden; *demeure, séjour, arrêt* = Aufenthalt; *excepté* (*sauf*), *outre* = außer; *plaindre, regretter* = bedauern; *noyau, pépin, amande* = Kern; *robe, habit, redingote, veste* (*veston*), *jupe* = Rock; *protection, faveur* = Schutz; *nager, flotter, naviguer* = schwimmen; *langue, langage, parole, parler* = Sprache; *thé, infusion* = Tee; *porte, portière* = Tür; *outrer, exagérer* = übertreiben; *délicat, tendre* = zart; *témoignage, certificat, bulletin* = Zeugnis; *musical, musicien* = musikalisch; *conquérir, prendre* = erobern; *mettre, habiller* = anziehen; *usage, jouissance* = Genuß; *bouillir, cuire, cuisiner* = kochen; *pays, terre, campagne* = Land; *leçon, doctrine* = Lehre; *léger, facile* = leicht; *emprunter, prêter* = leihen; *éteindre, effacer* = auslöschen; *parti, partie* = Partie; *droit, raison* = Recht; *écrit, écriture* = Schrift; *étoffe, matière* = Stoff; *gagner, mériter* = verdienen; *vin, vigne* = Wein u. a.

Synonymische Bemerkungen finden sich verstreut in den verschiedensten Werken. Um nur einige zu nennen, in: Ch. Bally, *Traité de stylistique française* (Heidelberg, Winter), E. Beckmann, *Anleitung zu franz. Stilübungen* (Progr. Altona 1885), W. Wächter, *Germanismen in franz. Schulaufsätzen*

(Progr. Magdeburg 1904/05), Sachs-Villatte, *Wörterbuch Franz.-Deutscher Teil,* Ch. Bigot, *Germanismes corrigés* (Stuttgart, Paul Neff, s. d.), Goedels *Neusprachliche Schultexte und Präparationen* (Hannover: Heft 2 b, Prof. Micha, *Präparation zu Sandeau, M^lle de La Seiglière*). Neben solchen mehr gelegentlichen Bemerkungen über bedeutungsähnliche Wörter ist in Deutschland eine größere Anzahl systematischer Synonymiken entstanden. Die in Schulprogrammen veröffentlichten Arbeiten (z. B. Herm. Schulze, *Franz. Synonymen,* Zittau 1878/79; Karl Schiewelbein, *Die für die Schule wichtigen franz. Synonyma,* Königsberg 1890; L. Moeser, *Franz. Synonymik,* Herford 1891: Michael Waldmann, *Die wichtigsten franz. Synonyma,* Regensburg 1891; H. Fr. Haastert, *Die franz. Synonymik auf höheren Schulen,* Hagen 1891; Ellinger, *Franz. Synonymik,* Troppau 1895; Georg Wagner, *Die für den Gebrauch an höheren Schulen notwendigen franz. Synonyma,* Arnstadt 1902/03) waren von vornherein für einen begrenzten Kreis von Lernenden bestimmt und mußten bald der Vergessenheit anheimfallen, wenn sie nicht durch eine gesonderte Ausgabe der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurden. Bei den Arbeiten von Schiewelbein und Haastert ist dies mit Recht geschehen (Velhagen & Klasing, 6. Aufl. 1922; Hannover, Carl Meyer [Gustav Prior], 9. Aufl. 1922); die weit umfangreichere Zusammenstellung von Waldmann hätte es ebenso sehr verdient. An verschiedenen deutschen Lehranstalten befindet sich das eine oder andere der genannten beiden Sonderheftchen in der Hand der Schüler und vermittelt vorzüglich die elementarsten Kenntnisse auf dem Gebiet der Synonymik. Die von Haastert gepflogene Einteilung der bedeutungsähnlichen Wörter nach Schulklassen hat allerdings etwas Künstliches, da letzten Endes doch Schulart, Klassenniveau und Lektüre entscheiden werden, welche und wieviele Synonyma der Lehrer behandeln kann. Man sollte den Schülern der Mittelklassen die Anschaffung der beiden Heftchen von Schiewelbein und Haastert zugleich empfehlen, da sie nicht immer das Gleiche bringen und sich daher gut ergänzen. Bei Anschaffung nur eines Heftchens sollte der Lehrer nicht versäumen, Nachträge aus dem anderen zu geben. Nicht schlecht ist auch Gustav Schmidt, *Recueil de synonymes français* (Heidelberg, Winter 1905). Da der Verfasser die Definitionen in franz. Sprache gibt, kann die Benutzung des Büchleins eigentlich nur auf der Oberstufe erfolgen. Der Umfang ist der gleiche wie bei den beiden vorgenannten Zusammenstellungen; die Einteilung ist nach Wortklassen geschehen.

Neben diesen kleinen Schulsynonymiken gibt es eine Reihe größerer Synonymiken, von denen wenigstens eine in der Hand des Neusprachlers sein muß. Ob man auch den Schülern der Oberklassen in heutiger Zeit die Anschaffung

einer größeren Synonymik zumuten soll, wage ich nicht zu entscheiden. Dies jedenfalls steht fest: An den meisten höheren Schulen ist bisher die Synonymik, obwohl schon öfters auf ihren großen Wert hingewiesen wurde, zu sehr vernachlässigt worden. Aber gerade synonymische Besprechungen sollten ein Hauptbildungsmittel in der Schule werden; sie fördern nicht nur die Sprachkenntnis, sondern entwickeln auch die Denkfähigkeit und den Geschmack des Schülers. Aus vollster Überzeugung pflichte ich K. Meurer (s. u.) bei, der den Satz aufgestellt hat: „Ohne Synonymik keine gediegene Kenntnis einer Sprache." Zugleich erfährt auch der Deutschunterricht durch solche synonymische Übungen eine nicht unwesentliche Unterstützung. Der Lehrende wird immer auf die feinen Unterschiede der deutschen Entsprechungen zurückgreifen müssen. Der Schüler lernt die verschiedenen Bedeutungen zahlreicher deutscher Wörter kennen, wenn er sieht, daß der Franzose sie oft durch ganz verschiedene Wörter wiedergibt. — Die erste bedeutende *franz. Synonymik für Deutsche* wurde von Bernh. Schmitz (Greifswald, L. Bamberg 1868) verfaßt; trotz einiger Weitschweifigkeiten ist sie für Lehrer immer noch ein brauchbares Buch. Die 3. sorgfältig überarbeitete Auflage wurde von A. Kesseler (Leipzig, C. A. Koch 1883) besorgt. Die *franz. Synonymik* von E. Koldewey (J. Zwißler, Wolfenbüttel, 4. Aufl. 1902) ist laut Mitteilung des Verlages vergriffen; der Termin einer Neuauflage unbestimmt. Die *kurzgefaßte franz. Synonymik* von H. Bretschneider (Leipzig, Renger 1892) ist gleichfalls vergriffen und erscheint nicht wieder. Für den Gebrauch in den Oberklassen höherer Schulen stehen heute folgende 2 Synonymiken, die gelegentlich auch in den praktischen Seminaren einzelner Universitäten Verwendung fanden, zur Verfügung: K. Meurer, *Franz. Synonymik* (Leipzig, H. Bredt, 6. Aufl. 1913) und Cl. Klöpper, *Franz. Synonymik für Höhere Schulen und Studierende* (Dresden und Leipzig, C. A. Koch [H. Ehlers], 5. Aufl. 1913). Bei systematischer Durcharbeitung dieser Bücher zieht der früher erworbene Wortschatz, nach einem bestimmten Gesichtspunkt geordnet, gleichsam noch einmal an dem fortgeschrittenen Sprachlernenden vorüber. Klöpper hat in seiner Synonymik auf die Berücksichtigung der Etymologie gänzlich verzichtet, Meurer gibt das Etymon in bestimmten Fällen. Über die Heranziehung der Etymologie in der Schule ist schon viel gehandelt worden; auch über ihre Verwertung speziell bei der Erklärung der Bedeutungsunterschiede franz. Wörter haben sich Verfasser von Synonymiken und ähnlichen Arbeiten geäußert. Bally (Traité I, § 155/56) und G. Krüger (im Vorwort zu seiner Synonymik, s. u.) verwerfen grundsätzlich den Hinweis auf die Etymologie in einer Synonymik, da ein solcher in den allermeisten Fällen nicht nur nichts nützt, sondern

den Lernenden geradezu verwirrt. Vielfach entspricht die heutige Bedeutung eines franz. Wortes überhaupt nicht mehr der des lat. oder germanischen Etymons, oder es hat sich im Laufe der Jahrhunderte ein kleiner Bedeutungsunterschied herausgebildet. Gerade in diesem letzteren Falle würde der Schüler durch den Hinweis auf das Grundwort irregeleitet werden. Wenn man die Lehre von der Wortableitung in der Schule berücksichtigen will, so muß dies nach Ballys und Krügers Ansicht von der Lehre von den sinnverwandten Wörtern getrennt geschehen. Ich möchte mich diesem Urteil anschließen. Bally und Krüger beweisen die Richtigkeit ihrer Forderung durch zahlreiche Beispiele, auf die hier verwiesen sei. Schmitz (s. o.), Meurer (s. o.) und Wagner (s. o.) verlangen die Heranziehung der Etymologie, aber nur dann, wenn das Etymon wissenschaftlich festgestellt ist, dem Lernenden eine Stütze sein kann und nicht zu längeren Erörterungen Anlaß gibt. Meurer hat dies in seiner Synonymik ziemlich genau befolgt, jedenfalls besser als die beiden anderen. Wagner gibt beispielsweise an: *travail* (wahrscheinlich von lat. *trabs* Balken), *se démettre de qch* (lat. *dimittere,* eigentlich „von sich schicken"), *trouver* (lat. *turbare* verwirren, durcheinanderbringen), *songer* (lat. *somniare* träumen). Wagner und Schmitz nennen auch dann die Quelle, wenn das Etymon nicht ein klassisch lat. Wort ist. Was weiß aber der Schüler vom Mittel- oder Spätlatein, vom Altfranzösischen oder Angelsächsischen?

Das wichtigste Werk für Deutsche auf dem Gebiet der franz. Synonymik ist zweifellos G. Krüger, *Franz. Synonymik nebst Beiträgen zum Wortgebrauch* (Dresden und Leipzig, C. A. Koch [H. Ehlers] 1922), ein 1144 Seiten starkes Handbuch, dem der durch seine bedeutenden Arbeiten auf dem Gebiet der englischen Philologie rühmlich bekannte Verfasser die letzten 20 Jahre seines arbeitsreichen Lebens gewidmet hat. Krügers Synonymik ist kein Lehrbuch, das man von Anfang bis zu Ende durcharbeiten soll, sondern ein Wörterbuch, in dem man sich vorzüglich über die oft mannigfaltigen Übersetzungsmöglichkeiten eines deutschen Wortes orientiert. Im Vorwort zu seiner Synonymik steht manches Beachtenswerte. Von grundsätzlicher Bedeutung scheint mir folgende Bemerkung zu sein: „Man hat den Inhalt der Wörter mit Kreisen verglichen, und dieser Vergleich ist treffend. Die Mehrzahl der sinnverwandten nun gleicht nicht Kreisen, welche sich nicht berühren, sondern solchen, die andere mehr oder weniger schneiden, d. h. in vielen Fällen kann für das eine Wort ein anderes sinnähnliches eintreten, wodurch dem, der die Sprache zu handhaben versteht, Gelegenheit zur Abwechslung gegeben wird. Das ist ein Mittel, Schönheit des Ausdrucks zu erzielen. In zahlreichen anderen Fällen freilich

erlaubt der Sprachgebrauch nur ein Wort, ...; ein Abweichen davon macht dann einen Fehler aus." Hier liegt auch meines Erachtens der Fehler in sämtlichen früheren, insbesondere den für Deutsche berechneten franz. Synonymiken. Die Verfasser haben sich bemüht, die zwischen den bedeutungsähnlichen Wörtern bestehenden Unterschiede herauszuarbeiten, sind aber stillschweigend über die Fälle, in denen man ohne Sinnänderung das eine Wort für das andere setzen kann, hinweggegangen. Mit anderen Worten: Man hat von den sich schneidenden Kreisen nur die auseinanderfallenden Teile einer Prüfung unterzogen, nicht aber das beiden gemeinsame Mittelstück. Infolgedessen werden in Synonymiken öfters da scharfe Unterschiede gemacht, wo es keine solchen gibt. Die Belehrung Suchenden werden durch diese unberechtigten Unterscheidungen irregeführt.

Wenden wir uns nun dem Krügerschen Werk selbst zu! Es hat unbedingt Anspruch auf eine ausführliche Besprechung. Krügers Synonymik hebt sich von den vielen anderen, von Deutschen verfaßten gleichnamigen Werken durch seinen Inhalt vorteilhaft ab; es berücksichtigt nicht nur die aus den früheren synonymischen Lehrbüchern sattsam bekannten Zusammenstellungen, sondern bringt auch eine Fülle neuer Beobachtungen. Wenn der Verfasser allerdings behauptet, er habe die sogen. Stümpersynonyma so gut wie nicht behandelt, so ist er diesem Grundsatz durchaus nicht immer treu geblieben. Oder liegen hier keine nur scheinbaren Synonyma vor: *adieu, retraite* = Abschied; *être (exister, subsister), consister* = bestehen; *sol (fond, fondement), cause (raison, sujet)* = Grund? Im Gegensatz zu früheren Synonymiken hat Krüger große Verbände geschaffen; er vereinigt z. B. unter einem deutschen Adjektiv als Stichwort nicht nur die entsprechenden franz. Eigenschaftswörter, sondern führt auch aus anderen Wortklassen Wörter an, die zum Stichwort in Beziehung stehen. Gegenteiliges bezeichnende Wörter werden gleichfalls aufgeführt. Dagegen läßt sich an und für sich nichts einwenden; nur muß sich das Gesagte dem Begriff „Synonymität" unterordnen lassen. Sonst gerät man aus dem Gebiet der Synonymik in das allgemeinere des Wortschatzes und ordnet lediglich nach Sinngruppen. So wundert man sich, unter „feucht" *arrosoir* (Gießkanne), unter „Feuer" *tisonnier* (Schüreisen), unter „Wetteifer" *jaloux, jalousie, jalouser* zu finden, ohne daß zu den genannten Wörtern Synonyma genannt werden. Manchmal scheint mir jeglicher Zusammenhang zu fehlen: Was soll *réverbère* = Straßenlaterne unter „Spiegel", *chenil* = Hundestall unter „Teil", *s'arranger avec qn, se débrouiller* = sich verständigen unter „Verstand"? Unter „Quartier" darf *quartier* = Stadtviertel nicht mit *cantonnement, logement* gleichgeordnet behandelt werden. Die in der Gruppe

„Abgrund" mitbehandelten *pente, penchant, versant, flanc, talus, berge, côte* wären besser unter einem besonderen Stichwort „Abhang", die unter „fliegen" genannten *aile, vantail, battant* unter „Flügel" aufgeführt worden. Wer andere Synonymiken studiert hat, wird im ersten Augenblick überrascht sein, z. B. unter „abnorm" nur ein einziges franz. Wort *(anormal)* zu finden. Unser „abnorm" hat zwei Bedeutungen: 1. regelwidrig, 2. krankhaft, die auch im Französischen nur durch ein Wort wiedergegeben werden. Das Gleiche gilt für „fördern = *promouvoir,* Sinn = *sens,* Unrecht = *tort,* Verwendung = *emploi,* Waffe = *arme*". Unverständlich aber bleibt die Anführung der Gruppen „Orgel = *orgue (m. od. f.),* staubig = *poudreux,* wahrnehmen = *percevoir,* Weihnacht = *Noël (m. od. f.).*" Trotz des riesigen Umfangs der Krügerschen Synonymik wird man doch hier und da noch ein Wort vermissen; unter „abholen" das allgemeine *prendre qn*; unter „absetzen": *démettre;* unter „abziehen": *ôter;* unter „allerdings": *c'est vrai;* unter „bewegen": *agiter* (ein Beispiel steht fälschlich unter *agitation);* unter „drücken": *serrer;* unter „einschließen": *contenir;* unter „erobern": *prendre(un drapeau, un vaisseau, une ville);* bei „erreichen": *attraper;* bei „gerade": *aligné, direct, pair*; bei „Geschlecht": *sexe, génération*; bei „mieten": *arrêter.* Die Gruppe „Paar" führt nicht auf: *le couple;* „Probe": *épreuve;* „richten": *fixer;* „Rolle": *bobine;* „Scheibe": *tranche;* „Schrecken": *frayeur, épouvante;* „überschreiten": *surpasser;* „schwimmen": *naviguer, voguer;* „verbessern": *corriger;* „vollkommen"; *accompli, achevé*; „von": *de la part;* „vor": *devant* (Präp.); „Wunsch": *félicitation.* Wenn Krüger „Schwiegertochter" (*belle-fille, bru*) aufführt, so hätte er auch „Schwiegersohn" (*gendre, beau-fils*) aufnehmen sollen. Würde seine Synonymik durch die Aufnahme vorgenannter Wörter eine weitere Vergrößerung erfahren, so läßt sich andererseits ihr Umfang vorteilhaft verkürzen. Krügers Handbuch ist besonders dadurch so umfangreich ausgefallen, daß der Verfasser bei einem Wort, das in einer seiner Bedeutungen unter das Stichwort fällt, um Irrtümer zu vermeiden, auch die übrigen, nicht hergehörigen Bedeutungen aufzählt. Über die Notwendigkeit dieser Aufführung in einer Synonymik läßt sich streiten; jedenfalls sollten die Beispiele zu solchen Bedeutungen bei einer Neuauflage des Werkes gestrichen, die nicht hergehörigen Bedeutungen selbst der besseren Übersicht wegen in Klammern gesetzt werden. Große Freude empfindet man bei der Lektüre der von Krüger angeführten Beispielsätze, die in ihrer Güte und Lebendigkeit garnicht zu übertreffen sind. Nur müssen die zahlreichen Wiederholungen vermieden werden. Öfters erscheinen Beispielsätze versehentlich doppelt (z. B. unter „Befehl" = *commander;* drängen = *serrer;* errichten = *dresser;* fehlen = *manquer;* frieren = *geler;* gehen = *aller;* Gesellschaft = *compagnie;*

kurz = *court*; scheinen = *sembler;* See betreffend = *maritime;* werden = *devenir*"), oder es stimmen zwei oder mehrere Beispiele inhaltlich überein (z. B. unter „anhalten = *s'arrêter*; ablenken = *détourner;* Achtung = *respecter;* als = *en;* antworten = *riposter*; drängen = *serrer;* eindringen = *pénétrer;* gehen = *marcher*; Schmerz = *mal;* wollen = *vouloir*"). Unter demselben Stichwort wird versehentlich auch ein Wort zweimal behandelt („ausgenommen = *sauf que*; Ohnmacht = *défaillir;* verschieben = *s'attarder*"). Unter „gesund = *sain*" ist die Bedeutung „der Gesundheit zuträglich" doppelt genannt. Bei einer Neuauflage der Krügerschen Synonymik wäre auch öfters auf bessere Gruppierung innerhalb des Stichworts zu achten: unter „Absicht" ist *intentionnel* durch andere Wörter von *intention, intentionné,* unter „verlassen" *abandon* von *abandonner* getrennt. Der Bedeutung 1. entspricht keine Bedeutung 2. bei „Glaube = *foi,* Schale = *écaille,* staubig = *poudreux*". Hier und da ist ein Beispielsatz unter ein falsches Wort geraten: „anziehen = *vêtir,* beherrschen = *être maître de soi même;* bestellen = *commander;* ersetzen = *substituer;* ganz = *tout* (Adv.); halb = *moitié;* Nadel = *crochet;* sofort = *tout à l'heure*; stecken = *fourrer*". Ganz unverständlich ist die Aufführung eines Satzes bei „Süden = *midi,* hören = *écouter,* Tür = *guichet*". Manchmal wäre eine schärfere Definition wünschenswert gewesen. So steht z. B. unter „Schmutz": *bourbe* (Schlamm), *limon* (Schlamm); es fehlt die Scheidung: *bourbe* (Morast), *limon* (sich absetzender Flußschlamm). Unter „beleidigen" werden *injure, insulte, affront, outrage* sämtlich als „schwere, grobe, absichtliche Beleidigung, Beschimpfung" definiert. Eine genauere Fassung ist auch bei „Abscheu", „entfernt", „schneidend" *(secteur* allgem. Abschnitt, z. B. *secteur postal),* „schützen" und einigen anderen möglich. Falsch ist die Begriffsbestimmung von *tonne* und *tonneau* unter „Faß" (vergl. Larousse und Sachs-Villatte); das Umgekehrte ist richtig. *Se faire de la bile* unter „Galle" heißt nicht „sich ärgern", sondern „sich sorgen, ängstigen", *faire la popote* unter „essen" nicht „schmausen", sondern „kochen". In der Gruppe „eben" werden *plan* und *plane* getrennt angeführt; in Wirklichkeit handelt es sich nur um Maskulinum und Femininum. Unter „Würfel = *dé*" ist *dé à coudre* (Fingerhut) zu streichen, da dieses *dé* nicht auf lat. *datum* zurückgeht. Die in erheblicher Zahl stehengebliebenen Druckfehler nachzuweisen, kann hier nicht meine Aufgabe sein; sie sind bei dem geschwächten Augenlicht des Verfassers wohl zu entschuldigen. Von den behandelten Wörtern selbst sind verdruckt: „aufklären": *tirer qch au chair:* schreib *clair;* „entwerfen": *minute* (*m.*): schreib (*f.*); „Glanz": *élatant* schreib *éclatant;* „Kugel": *boulet* (*f.*) schreib (*m.*); „Stelle": position (*m.*); schreib (*f*); „verfassen": *tresser:* schreib *dresser;* „Wache": *garde 2.* (Wächter)

(*f.*): schreib (*m.*); „Wand“: *parvi:* statt *paroi;* „zuweilen“: *ça et là:* statt *çà et là;* „hebräisch“ (§ 172): *hébreux:* statt *hébreu.*

Die aufgewiesenen Mängel können den guten Gesamteindruck, den man beim Studium des Krügerschen Handbuches gewinnt, nicht wesentlich trüben. Das gewaltige Werk wird zweifellos großen Nutzen bringen. Es sollte in jeder Lehrerbibliothek aufgestellt werden und im Bücherschrank keines Neuphilologen fehlen.

Wenn nun eine genügende Anzahl von Synonymiken vorhanden ist und der Wert synonymischer Übungen, auf den schon oben hingewiesen wurde, auf der Hand liegt, so muß es Wunder nehmen, daß der Synonymik auf Schule und Universität noch immer nicht der Platz eingeräumt worden ist, der ihr gebührt. Ich glaube den Grund hierfür darin zu sehen, daß bisher kein Synonymiker seinem Lehrbuch ein Übungsbuch angegliedert hat. Wie zur Grammatik die deutschen Übungssätze gehören, so verlangt auch das synonymische Lehrbuch nach einem Übungsteil, der das theoretisch Gelernte praktisch verwerten lehrt. Erst dann wird das synonymische Studium seinen Zweck vollkommen erfüllen können. Solange wir ein solches synonymisches Übungsbuch nicht besitzen, muß es dem Lehrer überlassen bleiben, selbst deutsche Mustersätze zusammenzustellen. Ich verkenne nicht die Schwierigkeiten, die diese zeitraubende Arbeit mit sich bringt, aber die Arbeit wird sich lohnen. Es ist nicht einmal empfehlenswert, durchaus immer eigene Sätze bilden zu wollen, da dies eine so meisterhafte Beherrschung der Fremdsprache zur Voraussetzung hat, wie sie vom Nichtfranzosen kaum verlangt werden kann. Man wird gut tun, der Einfachheit halber aus der Klassenlektüre oder aus dem franz. Lese- und Übungsbuch geeignete deutsche Sätze (gegebenenfalls durch Retrovertierung) herauszugreifen.

In den Universitätsseminaren empfiehlt es sich dringend, die Synonymik systematisch durchzuarbeiten. Die Präparation der deutschen Übungssätze kann zu Hause erfolgen, am besten schriftlich, damit der Lektor ab und zu die Arbeiten in Ruhe nach der Sitzung korrigieren kann. Auf diese Weise lassen sich zugleich Fehler gegen die Grammatik, Orthographie usw., die auch dem Studierenden noch recht oft unterlaufen, ausmerzen. Man sollte aber gelegentlich Übungsstücke auch aus dem Stegreif übersetzen lassen; einige Studenten übersetzen auf Anhieb besser als zu Hause, wo öfters die ungeschickte Benutzung eines Wörterbuches oder langes Überlegen mehr Schaden als Nutzen stiftet. Die Studenten folgen synonymischen Übungen mit größtem Interesse, besonders wenn man ihre schriftlichen Leistungen auf diesem Gebiet durch Zensierung bewertet. Da die Studierenden auf der Schule bisher kaum Synonymik getrieben haben, empfinden

alle Teilnehmer an solchen Übungen lebhaft ihre mehr oder minder großen Lücken. Gerade jetzt, wo dem Deutschen vorerst das französisch sprechende Ausland meist verschlossen bleiben wird, kann intensives Studium der Synonymik garnicht genug empfohlen werden. In den Oberklassen höherer Lehranstalten wird man natürlich nicht in diesem Ausmaße Synonymik treiben können; das läßt schon die beschränkte Stundenzahl nicht zu. Aber doch sollte auch hier mehr als bisher geschehen. Es ist nicht einmal nötig, auf der Prima einige Wochen lang die Schüler systematisch in die Synonymik einzuführen, obwohl dies in jeglicher Hinsicht eine ganz vorzügliche Schulung wäre. Keinesfalls sollte aber der Neusprachler es versäumen, bei der Schriftstellerlektüre auf die wichtigsten Synonyma und Stümpersynonyma hinzuweisen. Es interessiert den Schüler, wie der Referent aus seiner eigenen Schultätigkeit weiß, sehr, wenn ihm z. B. beim Vorkommen von *naviguer* = schwimmen auch *nager* = schwimmen und *flotter* = schwimmen vorgeführt werden. Das auf dem Gebiet der Synonymik nach und nach in der Schule gemeinsam Erarbeitete wird zweckmäßig in gewissen Zeitabschnitten zusammengestellt und nun im Zusammenhang wiederholt. Damit das Gelernte zum dauernden geistigen Eigentum des Schülers wird, ist es unbedingt nötig, daß er es auch praktisch anwenden lernt. Das ist aber, soweit ich sehe, überhaupt noch nicht auf unseren Schulen geschehen.

Gießen. WALTER GOTTSCHALK.

Glossen zu Brüchs Besprechung meines Elementarbuchs in dieser Zeitschrift 1924, S. 114.

Systematik ist ledern. Aber sie gehört nun einmal leider an der Dinge Anfang wie verständnisvolle Rezensenten ans Ende. Brüch tadelt die Anordnung meines Vokalismus: Da ich jeden Tonvokal für sich betrachte, so risse ich Zusammengehöriges wie Diphthongierung, Palatalisierung auseinander: Gut. Das sind in der Tat Einheiten. Aber der einzelne Laut in gleicher Stellung zum Akzent ist auch eine Einheit, und zwar die psychologisch ursprüngliche. Und die reißt ja B.'s System auseinander. So ist eben das Schicksal aller Systematik! B.'s System hat ihn freilich zu einem wackeren Irrtum verführt, wozu unten S. 251 (E. B. 89) zu vergleichen:

Ich habe in meinem Buch eine Entwicklung der eigentlichen Einheit — und keine Chronik ihrer Störungen geben wollen; bin also nicht „hinter Behrens" gegangen, wie sich B. plastisch ausdrückt, sondern lediglich in begründeter Weise

meine Wege gegangen[1]). Daß ich deswegen zu Konventionalstrafen verurteilt werden würde, wußte ich vorher.

Aber nicht nur der Plan läßt B. die Stirn runzeln (S. 115): „Schlimmer ist, daß sich in der Lautlehre, weniger in der Formenlehre, viele direkt unrichtige Angaben finden. Diese Behauptung muß begründet werden." — Eine seltsame Begründung folgt: Die Meinungsverschiedenheiten, Mißverständnisse und — Irrtümer B.'s überwiegen schier, was mir sachlich leid tut; denn ich will gar nicht recht haben; ich will nur erkennen. Im einzelnen bemerke ich folgendes:

B. läßt S. 115, 116 das von mir nachgewiesene *puricellus* Gregors aus **pulicellus* entstehen, „weil Dissimilation viel wahrscheinlicher als Assimilation." Meinetwegen. Dann bleibt es mir B. schuldig, folgende deutliche Begriffsbeziehung aus dem Wege zu räumen: *puer* „Sklave" (Corp. Jur.), *puricellus* „Knecht" (Gregor), *pulcella* „Magd" (Eulalia). Und wenn er diese Beziehung forträumt, ist meine Anschauung immer noch „möglich" und nicht „direkt unrichtig". — Warum läßt B. das von mir fettgedruckte Fragezeichen nach *pūrus* (E. B. S. X) aus? Eine Frage ist doch keine Behauptung!

S. 116 (E. B. S. 22) meint B. weiter: Da in Spanien das auslautende *-s* heute noch lautet, ohne daß eine Zweikasus-Flexion besteht, — so kann das gallische Zweikasus-System nicht die Wirkung der gallischen Erhaltung des *-s* sein. — Man kann nicht unrichtiger denken: Sein Einwand ist logisch unhaltbar, denn eine Wirkung kann verschwinden und der sie verursachende Vorgang bestehen bleiben, genau wie ein Vater den Sohn überleben kann; — er ist psychologisch unhaltbar, denn der gleiche Lautvorgang kann in Gallien ganz andere syntaktische Wirkungen erzielen als in Spanien. In Gallien ist die Erhaltung der männl. 1. Dekl. (lat. 2. Dekl.) bedingt (das ist indiskutabel) durch die Erhaltung des *-s*, mit dessen Verstummen sie denn auch verfällt. Weiter hatte ich nichts sagen wollen.

S. 116 (B. B. S. 25) zitiert B.: „Präpositionen, Präfixe, Suffixe wurden germanisch"; ich hatte etwas ganz anderes, einschränkendes gesagt: „Nur einzelne Worte, auch Präpositionen ... wurden germanisch." Das ist doch eine sonderbare Art zu zitieren! *Wurden germanisch* habe ich nun in der Tat schlecht ausgedrückt und statt *Präpositionen* hätte ich sagen sollen: *Präpositionen in germ. Zusammensetzungen* (*bî-, widar-, for-*).

B. behauptet S. 116 ich hätte *trover* von **tropare* „hergeleitet". Da hat nur er ungenau gelesen, denn ich sage S. 141 „*trobar* zeigt, daß ein *trǫpare zugrunde lag oder

[1]) Die Begründung in: *Wo ist der Denkfehler im Schlagwort vom Bankrott der Lautlehre.* Arch. Rom. 1924, S. 124.

sich einmischte" und das ist lautlich wohl begründet; ich sage zugleich, daß Schuchardt die Herleitung von tŭrbare „begrifflich sehr wahrscheinlich" machte. Das Problem hat wie die Systematik oben zwei Seiten. B. sieht wiederum nur eine.

S. 117 (E. B. S. 42) streicht mir B. mit Recht *rossignol* als Beispiel der Dissimilation mit Hinweis auf REW 5180 „kann man nicht wohl als Dissimilation fassen". Nur ist Meyer-Lübke im Ausdruck etwas vorsichtiger als er.

S. 117 (E. B. S. 52) bessert er, was mein Nachtrag schon tat: „Jud .. führt die romanischen Formen auf *vigĭnti, trigĭnta* zurück," schrieb ich dort. Das kann doch also seiner These nicht mehr dienen. Weniger allerdings noch das Folgende:

Ich erklärte E. B. S. 56 *mentio>mento* durch Lautentwicklung. B. verweist die Erscheinung in die Formenlehre, was durchaus möglich ist. Auch Meyer-Lübke bleibt, wie er mir mitteilt, bei seiner alten Lehrmeinung unter Hinweis auf das verhältnismäßig hohe Alter von *menz;* B. aber begründet seine Lehrmeinung durch Hinweis auf *„nuntio, nuntiat,* Suffix-*antia, infantia"* — *nuntio* ist aber meines Wissens in keiner romanischen Sprache als Erbwort erhalten, *infantia* und andere Abstrakta auf *-antia,* „Kindheit", „Unwissenheit" Begriffe gehobener Klassen, die also zur Beurteilung des Erbwortschatzes nicht dienen können. Einwürfe muß man sich doch überlegen.

S. 117 zitiert B. angeblich aus E. B. S. 56: „Ypsilon war den Römern fremd." Ich glaube nicht, daß man mir vorwerfen kann, daß ich mich so unphonetisch ausdrücke. Ich hatte denn auch geschrieben: „υ (Ypsilon) war den Römern fremd und es wurde ihm *u* substituiert." B. meint dazu: Das sei keine „Substitution" gewesen, sonderu „ziemlich genaue Wiedergabe". Wo ist der Unterschied? Jede volkstümliche Aufnahme eines fremden Lautes ist „ungenaue Wiedergabe" und „Annäherung an die mundartliche Lautung". Das nennen wir *Substitution.* Ein Unterschied des Grades ändert die Sache nicht. Auch nicht die Vermittelung des Lautes durch Süditaliener.

E. B. S. 57 hatte ich geschrieben: „Im übrigen schlugen sich die fränkischen Längen zu den entsprechenden geschlossenen Vokalen, die Kürzen zu den offenen, frk. *ĭ* ergab *ę,* frk. *ŭ* ergab *o,* frk. *ō* und *ǫ* zusammenfallend *ǫ.*" Das sind zwei allgemeine Regeln mit nachfolgenden Einschränkungen. Brüch versteht mich falsch und findet darin Widersprüche. Ist ein solcher Irrtum bei aufmerksamer Lektüre wirklich möglich? Wie ungenau Brüch liest, wird sich unten (E. B. S. 118) in belustigender Weise zeigen.

* * *

Da der Leser nun gesehen haben dürfte, daß B. sich nicht auf die Begründung seiner These beschränkt, so wird er mir von nun ab erlauben, mich nur mit solchen Einwänden zu befassen, die behaupteten Unrichtigkeiten meines Buchs gelten:

Da hält B. vorab meine Meinung, *mot* sei ein Buchwort gewesen (E. B. S. 83), für „unmöglich", weil es dem klassischen und Kirchenlatein nicht angehörte: Ich habe auch nur behauptet, daß es ein altfrz. Buchwort war und daher nicht zu **mout* wurde, sich also damals der normalen Lautentwickelung entzog.

Hat es ihm wohl hier an Aufmerksamkeit gefehlt, so beruht sein Einspruch gegen meine Parallele *vĕnio, ingęnium* (E. B. S. 89) mit Hinweis auf die Entwickelung von cēra *cire* und vēra *voire* auf einem groben lautlichen Versehen. Denn bei ɛ bewirkt vorhergehender Palatal keinen Unterschied des Diphthongs, wie ich E. B. S. 150 mit Hinweis auf *ciel, [giel]* begründete, wozu auch Schwan-Behrens § 50 zu vergleichen ist. Meyer-Lübke macht mich darauf aufmerksam, daß auch noch senior *sire* meiner Auffassung zugute kommt. — Wenn man B.'s Irrtum genau durchdenkt, so wird man finden, daß bei meinem System des Vokalismus die Möglichkeit eines solchen Irrtums sich verringert, ja daß man ihn sehr wohl aus seinem System verstehen kann.

Ich führe S. 143 *maneis* auf *mane-ĭpsum* zurück, was allerdings lautlich Schwierigkeiten macht; B. versteht es nach *anceis*, was begrifflich Schwierigkeiten macht, da „sofort" durch „früher" nicht deutlicher wird. Wir übersahen alle beide altmail. *a la manesca* (REW 5294, M. L.), das die Frage löst. Irren ist eben menschlich.

Das *ë* von *ëust, chëu* faßte ich (E. B. S. 115) als analogisch nach anderen *e*-Stämmen. B. begründet mit Hinweis auf Schwan-Behrens § 87, 2 Lautentwickelung. Nun zeigen aber die Formen von sabūcum „Hollunder" Neigung zur Bastardierung mit anderen Worten, wie dies ungeläufigem Wortmaterial eigen ist (REW 7561). Es kann also ebensowenig wie ein Ortsname (*Montëut* acūtum) zum Erkennen von Gesetzmäßigkeiten dienen. Denn unter *Lautgesetz* verstehen wir doch „gleichmäßige Entwickelung gleicher Laute in gleicher Stellung im alltäglichen Wortschatz einer Sprachgemeinschaft". Daher neigt denn auch ein vereinzeltes Wort eher zur Bastardierung als zur normalen, das ist ungestörten Lautentwickelung. Deshalb scheint mir das vereinzelte *mëur* nicht zu genügen, um für *ëust, chëu* als Maßstab zu dienen, zumal vortonige Hiatvokale, wie ich in dem Abschnitt zeigte, jeder Störung nachgeben. Aber das ist nur meine Lehrmeinung und Schwan-Behrens kann sehr wohl recht haben.

Dagegen hat B. sicher unrecht, wenn er E. B. S. 116

„Schrifteinfluß hält den Hiat in *fléau*“ durch *préau* zu entkräften sucht, denn hier hält der deutlich gefühlte Zusammenhang mit *pré* den Hiat! Seinen Hinweis auf *chéau* (Baïf) verstehe ich nicht, denn die normale Form *cheau* dient doch meiner These. Meine Meinung kam so zustande: Die Geläufigkeit von *fléau* verdanke ich selber ausschließlich Geschichtsunterricht und späterer Lektüre.

B. meint zu E. B. S. 116: „An Zusammenhang von *viaire* ‚Ansicht‘ mit *vëoir* kann doch niemand zweifeln“; — in meinem Index hätte er die ansprechende Spitzersche Herleitung arbitrarium *aviere* gefunden.

Um seine Begründung durch ein komisches Intermezzo zu erheitern, bekämpft B. S. 120 eine E. B. S. 118 deutlich als Gierachs Meinung bezeichnete Stelle als meine „eigene Ansicht“.

Gleich darauf verlangt B. — natürlich von mir: „Unvoreingenommene Prüfung und Schlüsse hieraus ist der Weg der Wissenschaft.“ Die Methode der *Deduction* vergaß er wohl: Sie ist, wenn das Material aus einem einzigen Worte besteht, durchaus zulässig. Lautentwickelung von wadium zu *gage* kann nur Glaubenssache sein, da bei der Vereinzelung von Wort und Lautvorgang der Maßstab fehlt. Dagegen ist nahe Begriffsverwandtschaft und häufige Paarung von *gage* und *plege* eine Tatsache. Da nun *plege* mit Sicherheit normal ist, erkläre ich mir *gage* nach *plege,* und denke, daß es, trotz zeitlicher Distanz der Entwickelung, wie radium *rai* usw. normal **guai* hätte geben müssen.

Meine Erklärung von *pasmé* spasm-atu auf Grund weicheren griech. *s* erklärt B. mit Hinweis auf *espasmer* geschmackvoll als „Gerede“. Nun im Afrz. ist *espa(s)me (Rég. du Corps)* eine gelegentliche gelehrte Form — volkstümlich ist nur *pâmer. Espasmer* und andere romanische *es*-Formen widerlegen meine Behauptung also nicht. Phonetisch begründet ist mein Urteil, weil lat. rom. *s* im Auslaut stets stimmlos und scharf ist, die altgriechische Lautgeschichte aber auf ein *s* mit geringer Zungenspannung schließen läßt. Mit besserem Recht hätte B. mir *Vereinzelung* vorgeworfen.

Die von mir E. B. S. 155 wegen ihrer lautlichen Vereinzelung und Disparatheit der Beispiele (*rogare, interrogare* „demander“ gehören gehobener Sprache an, *sŏcrum* „beaufrère“ war kaum Volkswort, *kukur* „Köcher“ ebenfalls nicht) bezweifelte Labialisierung von *-oga* zu *-ogva* besteht zu recht: Aber nicht weil sie B.'s Lehrmeinung war, sondern wegen dem von mir im *Prosaalexander* nachgewiesenen *suegre,* wie ich in meiner Besprechung dieses von Hilka herausgegebenen Textes in *Ztschrft. f. ro. Ph.* zu zeigen gedenke.

Und nun bitte ich Brüch, meine letzte Bemerkung wohl zu beachten:

Zu E. B. S. 167 p a t e r > *pedre* bemerkt er: „*pedre* kommt von p a t r e m. Ein böser Schnitzer!“ Ich ersuche ihn, l a u t l i c h unter Hinweis auf s e n i o r *sire,* m a i o r *maire,* f u n k t i o n e l l auf die ganze, alltägliche Appellativklasse „Schwester“, „Tante“, „Großmutter“, „Herr“ usw., nachzuweisen, daß Subj. und Vok. *pedre* n o t w e n d i g e r w e i s e von p a t r e m kommen, widrigenfalls der „böse Schnitzer“ samt Ausrufungszeichen und dem Vorwurf leichtfertiger und verletzender Kritik dazu auf ihn zurückfallen.

* * *

Brüchs Besprechung fehlt in Form und Sache das Maß: Ich verdanke ihm den Hinweis auf das schlechte Beispiel *rossignol,* eine bessere Erklärung des offnen *o* in *noce, gorge* (E. B. S. 83), den Hinweis auf ungenügende Erklärung von *fait, ait* (E. B. S. 154), auf englisch *meddle,* das meinen Irrtum (*d* für *s* graphisch) S. 164[1] bessert, den Hinweis darauf, daß *natta* punischer Nebenform von *matta* entstammt (S. 174), die Besserung meiner irrigen Zurückführung von *metipse* auf *meta* (S. 220). Mehrfach regte er mich zu besserer und genauerer Fassung an.

Verglichen mit seinen eigenen Irrtümern ist das nicht genug: Auf 10 Seiten Kritik behauptet er, daß ein Lautvorgang dieselbe syntaktische Wirkung in Gallien wie in Spanien haben müsse, — daß sich *vĕnio, ingĕnium* verhalten müßten wie *vēra, cēra,* — daß *mentio, sentio* nach dem Buchwort *nuntio* und dem Abstrakt *infantia* zu beurteilen seien, daß *fléau* (neben dem kein *flé* korrigierend steht) in *pré-au* sein Gegenstück habe — und daß *pedre* (das alltäglichste aller Appellativa!) von p a t r e m stammen m ü s s e.

Da stellt sich denn naturgemäß der Ton des doktrinären Examinators ein: „Ein böser Schnitzer — Kandidat fällt!“

Meyer-Lübke schrieb mir als mein Buch erschien: „Ich konnte ... nur blättern, habe aber den Eindruck, daß Sie auf dem Wege ... des verstandesmäßigen Erfassens ... einen großen Schritt vorwärts getan.“ Nun, da er schon Einzelheiten mit mir diskutierte, autorisierte er mich, das Urteil zu benutzen. Denn es ist eine undankbare Sache, um der Erkenntnis willen Autorität und Mode, den Zeitgötzen, zu trotzen. Darum muß man mit jeder wirklich autoritativen Anerkennung wuchern.

München. L. Jordan.

Bemerkungen zu Jordans Glossen.

Zur Anordnung des Stoffes in der Lautlehre bemerke ich folgendes: Die lautliche Entwicklung einer Sprache besteht aus einer größeren Zahl lautlicher Veränderungen, die man

nach verschiedenen Gesichtspunkten anordnen kann. Nach dem chronologischen hätte man zuerst den ältesten Lautwandel darzustellen, dann den zweitältesten, den drittältesten usw., gleichgültig, welcher Art diese Veränderungen sind und ob sie Vokale oder Konsonanten betrafen. Mann kann diesen Gesichtspunkt heute noch kaum durchführen, weil man das zeitliche Verhältnis der einzelnen Lautveränderungen zueinander noch zu wenig sicher kennt. So hat sich denn auch Meyer-Lübke in seiner historischen Grammatik der franz. Sprache I darauf beschränkt, am Schlusse eine kurze chronologische Übersicht über die Lautveränderungen zu geben. Zweitens könnte man die Lautveränderungen nach ihrer Wesensart anordnen und die Diphthongierungen, Monophthongierungen, Palatalisierungen, Velarisierungen jeweils gemeinsam vorführen, gleichgültig ob z. B. zwei Palatalisierungen zu verschiedenen Zeiten erfolgten, ob die eine einen Vokal, die andere einen Konsonanten betraf. Endlich kann man die Lautveränderungen nach ihren Objekten, den betroffenen Lauten anordnen. Jordan hat dieses Prinzip strenge durchgeführt, die einzelnen Vokale und Konsonanten hergenommen und die Veränderungen eines jeden verfolgt. Er hat z. B. Seite 68 ff. die Wandlungen des freien *ẹ* zu *ei, ọi, ọ́e, oé, ué, uá* und *ẹ́* bis in das 16. Jh. dargestellt, unmittelbar darauf auf der Seite 71 den Übergang von *ẹ* + *i* zu *ei* durch *dreit* der Straßburger Eide belegt. Er geht somit vom 9. bis in das 16. Jh. und kehrt dann in das 9. zurück. Das ist die Verneinung des historischen Prinzips, das doch in einer Lautgeschichte wie in jeder Geschichte maßgebend sein soll. Den Sprachen entsprechen geographisch die Länder. Wer nun eine Geschichte Frankreichs schreiben will, wird doch nicht zuerst die Geschichte der Pikardie von der Zeit der Kelten bis in das 20. Jh. darstellen, dann die Geschichte der Normandie wieder von der Zeit der Kelten bis in die Gegenwart u. s. f. So könnte nur jemand verfahren, der bloß eine Geschichte der Pikardie als Monographie schreiben will. So wie Jordan könnte ein Dissertant verfahren, der eine Geschichte des lat. *ē* im Franz. schreiben will. Aber die Geschichte der franz. Sprache besteht nicht nur aus der Aneinanderreihung der Geschichten der einzelnen Laute. Behrens, Brunot und Meyer-Lübke, die zuerst die betonten Vokale, dann die unbetonten, dann die Konsonanten behandelt haben, somit auch in gewisser Hinsicht von den Lauten ausgegangen sind, haben doch dem historischen Prinzip Genüge getan, indem sie Perioden oder Epochen unterschieden haben. Jordan hat dies nicht getan. Er hat aber nicht nur das chronologische Prinzip mißachtet, sondern auch das pragmatische verletzt. Er hat, wie ich schon in meiner Besprechung sagte, Vorgänge getrennt, die offenbar zusammenhingen wie die Diphtongierung des offenen *e* und die

des offenen *o*, die beide in der Dissimilation des ersten Elementes des zweigipfligen Lautes gegen das zweite Element und zwar in einer Diss. zum entsprechenden Extremvokal ihren Grund haben. Seit langem folgt doch die neuere Geschichtsschreibung dem Grundsatze, die einzelnen Vorgänge nicht einfach nebeneinander darzustellen, sondern soweit als möglich die ursächlichen Zusammenhängen aufzudecken. Jordan gibt nun zu, Zusammengehöriges auseinandergerissen zu haben, rühmt sich aber, dafür die Einheit des Lautes bewahrt zu haben. Dies sei die psychologisch ursprüngliche Einheit. Diese Behauptung ist nicht richtig. In der wirklichen Sprache kommen nur die Sätze, allenfalls die Wörter vor, aber nicht die einzelnen Laute. Diese sind eine Abstraktion der Gelehrten. Dem Manne aus dem Volke ist der Begriff 'Laut' nicht geläufig; er kennt höchstens den Begriff 'Buchstabe'. Das Anordnungsprinzip Meyer-Lübkes, das ich empfohlen habe, das Jordan deshalb, mir zuviel Ehre erweisend, „Brüchs System" nennt, reißt somit keineswegs eine psychologische Einheit auseinander, wie Jordan meint. Über den angeblichen Irrtum, zu dem mich mein angebliches System verführt hat, werde ich unten sprechen. Ein historisch denkender Sprachforscher wird die Lautgeschichte einer Sprache nicht, wie Jordan tut, eine „Chronik der Störungen der eigentlichen Einheit" nennen. Der Ausdruck 'Störungen' erinnert heute an die weit zurückliegenden Zeiten, in denen die rom. Sprachen als „verdorbenes Latein" aufgefaßt wurden. Jordan ist eben „seine Wege gegangen" und von mir „deswegen zu einer Konventionalstrafe verurteilt" worden, weil er den alten Brauch der rückständigen Gelehrten verletzt hat. Da ich kein Gott, nicht einmal ein König bin, so habe ich über Jordans Anordnung nicht „die Stirne gerunzelt", sondern bloß als trockener Kritiker einen Mangel derselben hervorgehoben. Doch sehen wir nun, wie es mit meinen angeblichen Mißverständnissen und Irrtümern stehe, die nach Jordan meine richtigen Behauptungen „schier" — doch wohl nur 'schier'! — überwiegen.

Puricellus im Martinsleben Gregors von Tours IV 29 oder vielmehr *puericellus*, wie bei Migne gedruckt ist, muß durchaus nicht 'Knecht' bedeutet haben, wie Jordan jetzt angibt, kann vielmehr sehr wohl mit 'Junge, Bursche' übersetzt werden; ein Salzhändler sagt nämlich: *Domne Martine, me et puericellos quos habeo, et naviculam meam tibi commendo.* Jordan selbst hatte im Elementarbuch eine Bedeutung 'Kaufmannslehrling' oder 'Schiffsjunge' angenommen, hat aber jetzt eine Bedeutung 'Knecht' angesetzt, um eine begriffliche Beziehung zu *pulcella* 'Magd' herzustellen. Er übersetzt nämlich *pulcella* des Eulalialiedes mit 'Magd'. Diese Bedeutung ist ganz unwahrscheinlich, da Eulalia aus edlem Geschlechte stammte; auch kann *pulcela* im Alexiusliede 9a

nach der Stelle (*Fud la pulcela de mult halt parentet*) nur 'Mädchen', nicht 'Magd' bedeutet haben. Man könnte somit eine begriffliche Verwandtschaft zwischen *puer* 'Knabe', *puericellus* 'Bursche' und *pulcella* 'Mädchen' feststellen, nicht eine zwischen *puer* 'Sklave', *puericellus* 'Knecht' und *pulcella* 'Magd', wie Jordan meint. Er glaubt nun, ich sei verpflichtet, die begriffliche Verwandtschaft zwischen *puer, puericellus* einerseits, *pulcella* andererseits aus dem Wege zu räumen, um die Leugnung eines etymologischen Zusammenhanges aufrecht zu erhalten. Diese Ansicht ist unzutreffend. Wer sich intensiver mit Wortgeschichte befaßt hat, weiß, daß man öfter die Herleitung eines rom. Wortes aus einem lautlich ähnlichen lat. Worte gleicher Bedeutung verworfen hat, weil die Herleitung lautlich unmöglich war. Auch die Indogermanisten verneinen jeden etymologischen Zusammenhang zwischen lat. *deus* und griech. θεός. In unserem Falle liegt die Sache übrigens anders. Altfranz. *pulcele* 'Mädchen' geht auf **pullicella*, älteres **pullicula*, ein Diminativ von *pulla*, dem Femininum von *pullus* 'jung', zurück. Die begriffliche Verwandtschaft zwischen *puer* und *pulcele* hat in der etymologischen Verwandtschaft zwischen *puer* und *pullus* ihren Grund. Diese Verwandtschaft zweier lat. Wörter geht den Romanisten direkt nichts an. Er hat nur festzustellen, daß als Grundwort des altfranz. *pulcele* wegen dessen *l* hinter *u* nur *pulla*, nicht *puer* in Betracht kommt. Die Herleitung des altfranz. *pulcele* von *puer, puericellus* ist lautlich höchst unwahrscheinlich. Sie ist nur insofern möglich, als das Festhalten einer objektiv höchst unwahrscheinlichen Ansicht durch ihren Urheber subjektiv möglich ist. Zur Annahme, daß *pūrus* auf *pŭer* eingewirkt und ihm sein *ū* gegeben habe, hatte Jordan allerdings ein Fragezeichen gesetzt; er sagt nun, eine Frage sei doch keine Behauptung. Dafür hatte ich die Vermutung auch nicht ausgegeben. In meiner Besprechung habe ich gesagt: die „für möglich gehaltene Vermischung von *puer* und *pūrus* ist begrifflich unwahrscheinlich". Für möglich muß aber Jordan bei der Drucklegung seines Buches die Vermutung gehalten haben; denn wenn er sie schon damals für unmöglich gehalten hätte, so hätte er sie doch unterdrückt. Daß Jordan diese Vermutung als feste Behauptung vorgebracht habe, das habe ich nie gesagt.

Um die Ansicht Jordans, daß die Erhaltung des auslautenden *s* in Gallien zur Erhaltung des Unterschiedes zwischen Nominativ und Akkusativ im Typus *murs-mur* „geführt", d. h. sie verursacht habe, aufrecht zu erhalten, muß man Spaniens wegen annehmen, daß auch das Ursp. den Unterschied zwischen dem Nominativ Sing. **muros* und dem Akkusativ *muro* bewahrt habe, sowie es das auslautende *s* bewahrt hatte. Jordan meint, eine Wirkung könne verschwinden und der sie verursachende Vorgang bestehen bleiben. Auf den kon-

kreten Fall angewendet, heißt das: das Ursp. kann den Unterschied zwischen Nom. und Akk. aufgeben und doch das auslautende *s* bewahrt haben. Dann wäre zu erklären, warum im Ursp. die Bewahrung des auslautenden *s* einige Zeit den Unterschied zwischen Nom. und Akk. aufrecht hielt und dann nicht mehr. Daraus, daß das Sp. den Unterschied aufgab, obwohl es das *s* bewahrte, ergibt sich, daß die Bewahrung und die Beseitigung des formalen Unterschiedes von anderen Momenten abhing als der Erhaltung und dem Schwunde des auslautenden *s*. Man ersieht durch das Sp., daß die Bewahrung des lautlichen Unterschiedes zwischen *el *muros* und *el muro* allein nicht imstande war, die Erhaltung des formalen Unterschiedes zu bewirken. Dann kann man aber nicht mehr sagen, daß die Bewahrung des lautlichen Unterschiedes zu der des formalen „geführt" habe. Jordan sagt noch, der gleiche Lautvorgang könne in Gallien ganz andere syntaktische Wirkungen erzielt haben als in Spanien. Da es sich nicht um einen Lautvorgang, sondern um die Bewahrung der alten Lautverhältnisse handelt, so hat sich Jordan schlecht ausgedrückt. Er hätte sagen sollen: bei dem gleichen Lautstande können sich in Gallien ganz andere syntaktische Verhältnisse entwickeln als in Spanien. — Damit ist aber die Wirkung des Lautstandes auf die syntaktischen Verhältnisse in unserem Falle geleugnet und Jordans Ansicht tatsächlich schon aufgegeben. Der Vergleich vom Vater, der den Sohn überlebt, beweist wie alle Vergleiche nichts, ebensowenig die großen Worte, mein Einwand sei „logisch unhaltbar" und „psychologisch unhaltbar".

Jordan hat im Elementarbuche, 25 gesagt: „Nur einzelne Worte, auch Präpositionen, Präfixe, Suffixe wurden germanisch." Da die germanische Herkunft einzelner franz. Worte, Subst. und Adj. feststeht, so hatte ich nur die Äußerung: „Präpositionen, Präfixe wurden germanisch" beanstandet. Ich habe Jordan wörtlich zitiert; er nennt dies „eine sonderbare Art zu zitieren". Ich habe nicht gesagt: „*die* Präposition und Präfixe wurden germanisch", habe es somit nicht als Jordans Ansicht ausgegeben, daß alle Präpositionen und Präfixe germanisch seien. Ich habe gesagt: „Präpositionen und Präfixe wurden germanisch", habe es also als Jordans Ansicht ausgegeben, daß einzelne Präpositionen und Präfixe germanisch wurden. Weniger kann Jordan mit seiner Bemerkung nicht gemeint haben. Jetzt schränkt er übrigens seine Ansicht auf die Behauptung ein, daß „Präpositionen in germanischen Zusammensetzungen (*bî , widar-, for-*)" ins Gallorom. übergegangen seien. Altfranz. *for-* aus fränk. *fir-* habe ich in meiner Besprechung, 116 erwähnt, während Jordan es im Elementarbuche, 25 nicht angeführt hatte. So bleiben *bi-* und *widar-*. Sie finden sich in *bîbôz, bîgot, biwache, widarlôn,* die norm. *bibö* 'wilde Mohr-

rübe' altfranz. *bigot, bivac, gueredon* ergaben. Die germanischen Zusammensetzungen wurden als ganzes ins Fanz. übernommen. Vom Übergang der Präfixe *bî-* und *widar-* ins Franz. kann keine Rede sein.

Jordan, Elementarbuch, 141 sagte: „Es ist lautlich schwer anzunehmen, daß *trover* von *turbare* kommt, wegen *trueve,* das auf vlt-ǫ beruht, obgleich es durch Schuchardt begrifflich sehr wahrscheinlich gemacht wurde. Aber auch aprov. *trobar* zeigt, daß ein **trǫpare* zugrunde lag oder sich einmischte". Aus dieser Äußerung ergibt sich klar, daß Jordan die ihm begrifflich wahrscheinliche Herleitung des altfranz. *trover,* apr. *trobar* wegen des von ihm fett gedruckten *ue* von *trueve* und wegen des von ihm gleichfalls fett gedruckten *b* von *trobar* für lautlich unmöglich hält und ein **tropāre* zugrunde legt. Auf Grund seiner Äußerung habe ich in meiner Besprechung die „Herleitung von *trover* aus **tropare* auf Seite 141" erwähnt. Jordan sagt nun, ich hätte ungenau gelesen. Das ist eine sehr starke Behauptung. Der Satz: „X. sagt, daß dem Verbum *trover* ein **tropare* zugrunde liegt" und der Satz: „X. leitet *trover* von **tropāre* her" haben doch genau dieselbe Bedeutung. Ich habe in meiner Besprechung die Herleitung aus **tropare* als haltlos bezeichnet, solange **tropāre* nicht aus lat. oder griech. Wortmaterial irgendwie erklärt werde. Die von Jordan verworfene Herleitung aus *turbāre* habe ich nicht gegen Jordan verteidigt, weil ich zu ihrer Verteidigung nichts Neues zu sagen wußte und meinte, sie sei durch Schuchardt genügend verteidigt worden. Jordan sagt nun, das Problem habe zwei Seiten und ich hätte wiederum nur eine gesehen. Er meint also, daß ich die nahe liegenden lautlichen Bedenken gegen *turbāre* nicht gekannt habe. Ich kann nur versichern, daß ich, der ich mich seit 13 Jahren mit rom. Sprachwissenschaft und zwar intensiver als Jordan beschäftigt habe, die lautlichen Bedenken gegen *turbāre-trouver* lange vor dem Erscheinen des Elementarbuches Jordans kannte.

Ich habe Jordans Ansicht, daß *mentio* durch Lautwandel zu altfranz. *ment* geworden sei, durch die franz. Vertreter von *nuntio, nuntiat, infantia,* Suffix *-antia, Martius, *fortia* widerlegt. Bei *nuntio, nuntiat* dachte ich an franz. *j'annonce, il annonce;* ich sehe keinen zwingenden Grund, altfranz. *annoncier* für kein Erbwort zu halten. Jordans Bemerkung, *nuntio* sei in keiner rom. Sprache als Erbwort erhalten, erklärt sich wohl dadurch, daß er nur an *nuntio,* nicht an **adnuntio* dachte. *Enfance* und die anderen Wörter auf *-ance* rechnet Jordan nicht zu den Erbwörtern. Nun sind manche franz. Wörter auf *-ance* gewiß Buchwörter; aber alle sind es nicht und *enfance* ist es nicht. Jordans Ansicht, daß der Begriff 'Kindheit' nur den höheren Klassen geläufig gewesen sei, ist kühn. Die von mir noch erwähnten Wörter *Martius, *fortia* bespricht

Jordan nicht, obwohl doch *ti* nach *r* gewiß dieselbe Entwicklung nahm wie nach *u*. Dafür hat Jordan die Kühnheit, mir zu sagen, man müsse sich Einwürfe doch überlegen.

Zu Jordans Behauptung, daß die Römer für den durch das Ypsilon bezeichneten griech. Laut *u* substituiert hätten, habe ich bemerkt, daß keine Substitution, sondern ziemlich genaue Wiedergabe vorliege, weil die Griechen Unteritaliens, von denen die Römer die ältesten griech. Lehnwörter empfingen, *u* für *y* sprachen. Jordans Gegenbemerkung, daß ziemlich genaue Wiedergabe und Substitution dasselbe seien und auch die Vermittlung des Lautes durch Süditaliener (!) die Sache nicht ändere, beweist, daß er mich garnicht verstanden hat. So muß ich deutlicher sein. Die Griechen Unteritaliens sprachen, ihrer dorischen Mundart gemäß, den durch Ypsilon bezeichneten Laut nicht wie die Attiker und, ihnen folgend, wir Neueren als *ü*, sondern als *u*. Sie sprachen πύξος als *puxos*, nicht als *püxos*. Die Römer gaben das *u* von *puxos* durch ihr *u* wieder. Das war eine genaue Wiedergabe, während der Ersatz des *ü* durch *u* eine Lautsubstitution gewesen wäre. Jordan dachte an *ü*, nicht *u* im griech. Munde, da er schrieb: *v* war den Römern fremd. Mein Ausdruck 'ziemlich genaue Wiedergabe', der Jordans Irrtum verursachte, wurde durch die Erwägung veranlaßt, daß wir das Timbre des dorischen *u* und des altlat. *u* nicht kennen und daher nicht wissen können, ob einander die beiden *ŭ* genau entsprachen. Das in attischen Lehrwörtern gehörte *ü* gaben die Römer durch *i* wieder und das war Lautsubstitution. Jordan hat die Stelle in Meyer-Lübkes rom. Gramatik I, 30, auf die ich ihn hingewiesen habe und in der diese Dinge klar gelegt werden, offenbar nicht gelesen oder, wenn ja, auch nicht verstanden. Dafür wirft er mir Mißverständnisse vor und gibt mir den Rat, Einwürfe zu überlegen.

Jordan hatte geschrieben: „Im übrigen schlugen sich die fränkischen Längen zu den entsprechenden geschlossenen Vokalen . . . fränk. *ō* ergab *ɔ*", womit er *ǫ* meinte. Ich hatte darauf hingewiesen, daß Jordan hier sich selbst widerspricht und daß nicht nur fränk. *ō* gallorom. offenes *o*, sondern auch, was Jordan auch in den Glossen verschweigt, fränk. *ē* gallorom. offenes *e* ergeben habe. Da *a* bekanntlich neutraler Qualität war, so blieben *î*, *û*, die allerdings geschlossenes *i̯*, *u̯* ergaben. Jordans Regel, daß sich die fränk. Längen zu den Vokalen schlugen, stimmt also für zwei Längen und für zwei nicht. Jordan nennt so etwas eine „allgemeine Regel mit nachfolgenden Einschränkungen". Dafür beschuldigt er mich, ihn falsch zu verstehen und in einen Irrtum gefallen zu sein, der bei aufmerksamer Lektüre unmöglich gewesen wäre. Das ist der Gipfel der — Kühnheit.

Jordan, Elementarbuch, 83 hat geschrieben: Ebenso sind

mot, ordre Buchworte. Ich habe dann die Ansicht, daß *mot* Buchwort sei, als unmöglich bezeichnet, weil **muttum* dem klassischen Latein und dem Mittellatein nicht angehörte, somit nicht in Büchern vorkam. Jordan bemerkt nun, er habe *mot* nur als altfranz. Buchwort bezeichnet. Diese Ansicht habe auch ich ihm zugeschrieben, da ich ja „*mot* als Buchwort", nicht „**muttum* als Buchwort" beanstandet habe. Jordan will durch den angeblichen buchwörtlichen Charakter von *mot* das Unterbleiben des Wandels von *o̯* aus *ŭ* zu altfranz. *ou* erklären, nimmt somit an, daß *mot* während der Zeit des Wandels des gedeckten *o̯* zu *ou* nicht vom Volke gebraucht wurde, sondern nur von den Gebildeten jener Zeit, den Geistlichen und Juristen. Dann hätte das Wort ein terminus technicus der Kirchensprache oder der Rechts- und Verwaltungssprache sein müssen und infolgedessen im mittelalterlichen Latein, in **mottum* oder **mottus* latinisiert, vorkommen müssen. Dies ist aber nicht der Fall. Wie das Fehlen von **muttum* im Latein des Altertums den buchwörtlichen Charakter von **muttum* im Altertum ausschließt, so das Fehlen von **mottum* im Mittellatein den buchwörtlichen Charakter von *mot* im Mittelalter. Jordan hat hier das oft gebrauchte und mißbrauchte Auskunftsmittel angewendet, ein Wort, dessen lautliche Entwicklung nicht stimmt, als Buchwort zu erklären, ohne sich zu fragen, ob der buchwörtliche Charakter des betreffenden Wortes sachlich wahrscheinlich sei. Jordan meint, es habe mir bei meinem Einwande über *mot* wohl an Aufmerksamkeit gefehlt. Offenbar glaubt er, daß ich nur an **muttum* im Altertum, aber nicht an *mot* im Mittelalter gedacht habe. Diese Annahme ist unzutreffend. Die in meiner Kritik enthaltene Bemerkung, daß das Wort auch dem Mittellatein nicht angehört habe, beweist, daß ich bei der Abfassung der Kritik auch an die Existenz des Wortes im Mittelalter dachte.

Jordan, Elementarbuch, 89 schrieb: Man erwartet *venio vin* wie *ingenium engin:* silbenschließend *ŋ* hätte an den Diphthong *i̯* abgegeben. — Mit *ŋ* meint Jordan *ń*. Da er von einem Diphthong spricht, so glaubt er offenbar *engin* aus **engiein* entstanden. Da *e̯* vor *ń* in *loin* nicht diphthongierte, auch nach Jordan, 95 unten nicht, so nahm ich an, daß Jordan das *ie* von **engiein* als durch den vorhergehenden palatalen Konsonanten hervorgerufen ansehe. Ich durfte dies annehmen, weil Jordan, Elementarbuch, 149 f. selbst die Entwicklung eines *i̯* hinter sich durch den palatalen Konsonanten behauptet. Er sagt dort wörtlich S. 149: folglich ist urfranz. *tsi̯* das normale Produkt von *ce, ci* gewesen. S. 150 sagt er dann: bei freiem *e̯* bewirkt das *i̯* keinen Unterschied des Diphtongs, da dieser ja mit *i* einsetzte: *caelum ciel.* Daraus ergibt sich klar, daß Jordan bei der Abfassung des Elementarbuchs die Entwicklung

eines *i̯* nach sich durch palatalen Konsonanten auch vor freiem *ę* annahm. Die Annahme, daß der palatale Konsonant von *ingenium* ein *i̯* nach sich entwickelt habe, daß natürlich vom *v* in *venio* nicht entwickelt wurde, das somit *ingenium* und *venio* nicht dasselbe Ergebnis vom Tonvokal an erwarten lassen, diese Annahme beruht somit nicht auf „einem groben lautlichen Versehen“ meinerseits, sondern auf einer Ansicht Jordans. In den Glossen sagt Jordan jetzt: „bei ɛ bewirkt vorhergehender Palatal keinen Unterschied des Diphthongs, wie ich Elementarbuch, 150 mit Hinweis auf *ciel* begründete“. Jordan benützt den Umstand, daß das nach seiner Ansicht durch den vorhergehenden Palatal entwickelte *i̯* im *i* von *ie* aufging, geschickt dazu, um die Sache so darzustellen, als ob er im Elementarbuch eine Wirkung des Palatals hinter sich geleugnet hätte. Er verdreht seine eigene Äußerung, wie er es braucht. In *ingenium*, wo *e* vor *n* nicht diphthongierte, wäre das von *g* entwickelte *i* eben nicht in einem anderen *i* aufgegangen. — Jordans Ansicht, daß *-enio* altfranz. *-in* ergeben habe, wird trotz Meyer-Lübke auch nicht durch *senior-sire* gestützt. Denn *sire* geht nicht auf *senior* zurück, sondern auf eine Kurzform, **seior* wie *sieur* auf **sèiorem*, **sĕior* wurde zu *sire* wie **pĕior* zu *pire*. Jordan bemerkt noch, daß sein System die Möglichkeit eines solchen Irrtums, wie ich ihn nach seiner Ansicht begangen habe, verringere. Nun, Jordans System hat jedenfalls die Möglichkeit vieler anderer Irrtümer nicht verringert. Zum Glück versteht Jordan meinen „Irrtum“ sehr wohl aus meinem System, wie er merkwürdigerweise immer wieder das von mir empfohlene Anordnungsprinzip Meyer-Lübkes nennt.

Jordan findet meine Annahme, daß altfranz. *manois* ‘sofort’ den Ausgang von *ançois* ‘früher’ übernommen habe, begrifflich schwierig. Er hätte dies vielleicht nicht gefunden, wenn er an das Grundwort *mane* ‘früh’ gedacht hätte. Altmail. *a la manesca* löst die Frage nicht, solange der Ausgang *-esco*, der sonst andere Funktionen hat, nicht erklärt ist. Das altmail. Wort kann aus altfranz. *maneis* durch Italianisierung entstanden sein.

Für altfranz. *seü* ‘Holunder’ vermutet Jordan „Bastardierung mit anderen Worten, wie dies ungeläufigem Wortmaterial eigen ist“. Nun, erstens war *seü* ‘Holunder’ den alten Franzosen wohl nicht so ungeläufig, wie Jordan meint. Zweitens zeigen gerade isolierte Wörter eher das Ergebnis lautmechanischen Wandels als viel gebrauchte, die großen Wortgruppen angehören. Weiters kann der Ortsname *Monteüt* aus *Montem acútum* nach Jordan nicht zum Erkennen von Gesetzmäßigkeiten dienen.“ Nun kann ein Ortsname, der einen Lautwandel im Gegensatz zu Gattungswörtern nicht zeigt, ihn nicht widerlegen, weil der ursprüngliche Laut durch die lat. Form des

Ortsnamens in Urkunden festgehalten sein kann. Aber ein Ortsname, der einen Lautwandel bietet, beweist ihn. So hat Meyer-Lübke *Saint Josse* aus *Sancti Jodoci* für die lautgesetzliche, darnach *douze* mit stimmhaftem *z* für analogisch gehalten. Ein Versuch, auch *meür* als beweisende Form wegzuräumen, wird nicht gemacht und *eür* garnicht erwähnt. Wir müssen wohl Jordan bei seiner „Lehrmeinung" lassen, mit der er ziemlich vereinzelt da stehen dürfte. Daß Jordan, Elementarbuch, 115 die Ansicht von Behrens und Meyer-Lübke, *aü* sei lautgesetzlich zu *eü* geworden, garnicht erwähnt, ist und bleibt ein starkes Stück.

Der Annahme Jordans, Elementarbuch, 116, daß Schrifteinfluß den Hiat in *fléau* erhielt, setzte ich in meiner Kritik *préau* und *chéau* 'junger Hund' bei A. de Baïf 5, 36 entgegen, deren *é* nicht durch Schrifteinfluß erklärt werden könne, ließ für *fléau* schriftsprachlichen Einfluß in der Verbindung *fléau de Dieu* ausdrücklich zu, wenn es allein stünde, lasse auch den jetzt von Jordan für *préau* angenommenen Einfluß von *pré* zu, wenn es allein stünde, und halte trotzdem die eine und die andere Annahme für unrichtig, weil eine Erklärung des *é* in allen drei Wörtern aus einer Ursache viel wahrscheinlicher ist als die des *é* in jedem dieser drei Wörter aus einer individuellen Ursache. Für die gleiche Erscheinung in drei Fällen ist die gleiche Ursache wahrscheinlicher als drei verschiedene Ursachen mit zufällig gleicher Wirkung. In *fléau*, *préau* handelt es sich übrigens, was Jordan nicht erkannt hat, zunächst garnicht darum, die Erhaltung des Vokals im Hiat zu erklären, sondern darum, das Erscheinen von *é* statt *a* zu rechtfertigen. Ich habe in meiner Kritik die Erklärung Meyer-Lübkes, franz. Gram. 1, 187, angeführt. *Fléau* entstand aus *flaiau*, dieses aus *fläi-aus*, dieses aus *fla-iaus*, dieses aus *fla-ęls* wie *biaus* aus *bęls*. *Ai* wurde zunächst zu *ę̄*, dieses dann im Silbenauslaute *ę̄*, das im Hiat wegen der ursprünglichen Länge blieb. Dieses *ę̄* aus *ai* blieb ja auch in *céans* aus *çaienz*. Wie der Obliquus *flael* nach dem Nominativ *flaiaus* zu *flaiau*, so wurde umgekehrt auf anderem Gebiete der Nom. *flai-aus* nach dem Obliquus *fla-el* zu *flaaus* und dieses zu *flo*, das viele moderne Mundarten für *fléau* sagen. Auch dies habe ich schon in meiner Kritik gesagt. Wie das Nebeneinander von *fléau* und *flo* erklärt sich auch das von *chéau* und *cheau*. Wenn Jordan die angeführte Stelle in meiner Kritik aufmerksam gelesen hätte, so hätte er nicht sagen können, daß er meinen Hinweis auf *chéau* nicht verstehe und daß die normale Form *cheau* seiner These diene. Wer von uns beiden liest also den anderen ohne die nötige Aufmerksamkeit?

Die Annahme einer gemeinrom. Synkope von *nitidum* zu **nittum* hat Jordan, Elementarbuch, 118 allerdings als Gierachs Ansicht vorgeführt. Da er aber diese Annahme nicht nur an-

führt, sondern auch nicht ausdrücklich ablehnt — die drei Worte „doch vergl. REW“ können ja nicht als Ablehnung gelten —, so mußte ich diese Annahme auch für Jordans Ansicht halten. Damit nun, daß ich diese Annahme als seine eigene Ansicht ausgegeben habe, damit habe ich meine Kritik, die sonst genug ernsthaft ist, nach Jordans Auffasung „durch ein komisches Intermezzo erheitert“!

Die Methode der Deduktion, die Jordan befürwortet und die ich nach seiner Meinung einfach vergessen habe, kann man in den Erfahrungswissenschaften, zu denen die Sprachwissenschaft gehört, nicht anwenden. Man kann da nur die Induktion, die Folgerung aus einer oder aus mehreren Erfahrungstatsachen gebrauchen. Eine rein lautliche Entwicklung von *wadium* zu *gage* (d. h. die Entwicklung eines erst später in der Sprache aufgekommenen intervokalen *d̆* zu *ğ*) ist nach Jordan eine „Glaubenssache“, nach meiner Ansicht eine Erfahrungstatsache. Der Wandel eines erst später im Gallorom. entstandenen *-adiu* zu *-age* kommt im Gegensatze zur Behauptung Jordans nicht bloß in dem einen Worte *gage* vor, sondern auch im Suffixe *-aticum*, das nach Meyer-Lübke zunächst zu *-adiu*, dann zu *-age* wurde. Bekanntlich erklärt man *nğ* statt *ń* in *estrange, lange, linge* durch spätere Aufnahme in die Volkssprache. *Gage* aus spätem *wadium* verhält sich zu *rai* aus *radium* wie *estrange* aus später aufgenommenen *extrāneum* zu *entraignes* aus *interānea*. Vergl. noch *vochier* aus spät aufgenommenem *vocāre* mit *louer* aus *locāre*. Jordans Ansicht, daß das viel später ins Gallorom. gekommene *wadium* * *guai* ergeben hätte, wie das alte *radium rai* ergab, ist eine Anahme a priori, die in einer Erfahrungswissenschaft unstatthaft ist.

Vom gelehrten Worte *espasme* habe ich in meiner Kritik garnicht gesprochen, sondern von afrz. Verbum *soi espasmer* ‘ohnmächtig werden’; dieses und seine Nebenform *espasmir* werden von Godefroy mehrfach belegt (Wace, Beneeit). Jordans Behauptung, daß nur *pasmer* volkstümlich sei, ist unrichtig. Ich habe ferner in meiner Kritik apr. *se espalmar*, asp. *espasmarse*, it. *spasimare* angeführt, die zusammen mit afrz. *espasmer* ein vlt. * *espasmāre* erweisen. Dieses zeigt, daß das Vlt. griech. σπασμός durch **espasmus* wiedergab, daß σπασμός nicht, wie Jordan, Elementarbuch, 129 behauptet hatte, „dem weicheren griech. *s* entsprechend *s*-los artikuliert“ wurde. Das durch afrz. *soi pasmer*, apr. *se pasmar*, sp. *pasmarse* bezeugte **pasmāre* wird jedermann nicht durch eine nochmalige Entlehnung des griech. Wortes, das bei dieser zweiten Aufnahme „*s*-los artikuliert“ worden wäre, erklären, sondern aus **espasmāre* durch Weglassung des *es-*, das man für das Präfix hielt und als begrifflich nicht passend wegließ. Jedenfalls widerlegen die rom. Formen mit *es-* die Ansicht Jordans, wenn er es auch nicht zugeben will.

Daß Jordan die Labialisierung von *-oga-* zu *-ogva-* jetzt zugibt, freut mich, wobei es mir gleichgültig ist, ob er sie wegen meiner kurzen Ausführungen oder aus einem anderen Grunde, der mir übrigens unverständlich geblieben ist, zugibt.

Der afrz. Nominativ *pedre, pere* geht mit dem apr. Nominativ *paire* und dem it., sp. Nom. *padre* auf vlt. **patre* zurück, das aus *pater* ebenso entstanden war wie die den rom. Wörtern zugrunde liegenden vlt. Formen **intre,* **sempre* aus *inter, semper*. Apr. *paire* kann nicht aus *pater* entstanden sein; denn *pater* hätte apr. **páder* wie *múlier mólher* ergeben. Da der Nominativ **patre* aus *pater* entstand, so war Jordan im Recht, *pater-pedre* als einen Fall alter Metathese des Ultima-*r* anzuführen. Ich habe, was mich jetzt selbst in Erstaunen setzt, s. Z. nur an den Obliquus *pedre* gedacht. Daher nehme ich den Ausdruck 'böser Schnitzer' reuig zurück.

Jordan bemerkt, daß meiner Besprechung das Maß in Form und Sache fehle. Was die Sache anbetrifft, so glaube ich gezeigt zu haben, daß meine Ausstellungen mit einer einzigen Ausnahme nach wie vor zu Recht bestehen. Was die Form anlangt, so habe ich, wovon man sich durch nochmalige Lektüre meiner Kritik überzeugen kann, von dem eben zurückgenommenen Ausdrucke 'böser Schnitzer' abgesehen, jede die Person Jordans betreffende verletzende Bemerkung vermieden, und nur manchen seiner wissenschaftlichen Ansichten das Prädikat „unwahrscheinlich, unrichtig, unmöglich" gegeben, das doch keine persönliche Kränkung ist. Daß ich die Herleitung des *met-* in **metipsimus* von griech. μετά als „groben Irrtum" bezeichnet habe, war auch nur berechtigte sachliche Kritik, nicht persönliche Kränkung. Inwiefern meiner Besprechung das Maß in Form und Sache fehle, verstehe ich nicht.

Im Gegensatz zu mir hat es Jordan an persönlichen verletzenden Bemerkungen nicht fehlen lassen. Nach Jordan kann man nicht unrichtiger denken als ich tat. Nach Jordan habe ich sein Buch ohne Aufmerksamkeit und ungenau gelesen, was sich in belustigender Weise zeige. Nach Jordan erheitere ich durch ein komisches Intermezzo. Nach Jordan sind meine Richtigstellungen, verglichen mit meinen eigenen Irrtümern, nicht zahlreich genug. Nun, meine detaillierte Kritik beweist, daß ich Jordans Buch zum Schaden für ihn nur zu genau gelesen habe, und erheiternd hat meine Kritik wohl auch auf ihn nicht gewirkt. Ich habe gerade 50 Einzelheiten bei Jordan beanstandet und brauche nur eine der 50 Beanstandungen zurückzunehmen. 49 gegen 1 ist genug.

Zum Schluß erwähnt Jordan das Urteil Meyer-Lübkes, daß er auf dem Wege des verstandesmäßigen Erfassens einen großen Schritt vorwärts getan habe. Nun, auch ich habe das Neue und dabei Gute an Jordans Buche anerkannt; denn ich

habe in meiner Kritik gesagt, daß „die ausgiebige Verwertung der afrz. Reime und die Darstellung der mundartlichen Entwicklung zu loben“ sei. Allerdings bin ich keine Autorität wie Meyer-Lübke. Wenn ich es wäre, hätte sich Jordan wohl gehütet, so fadenscheinige Argumente in so grobem Tone gegen mich vorzubringen. Da ein angesehener Fachgenosse in einer ausländischen Zeitschrift eine Besprechung des Elementarbuches Jordans veröffentlichen wird, die zu demselben Ergebnis wie meine Besprechung kommt, so werden wir sehen, ob Jordan noch einmal diese in Sache und Form üble Art betätigen wird.

J. Brüch.